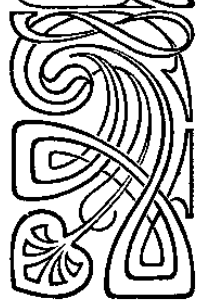


Jugendfreude.



Ein





christliches Jahrbüchlein.



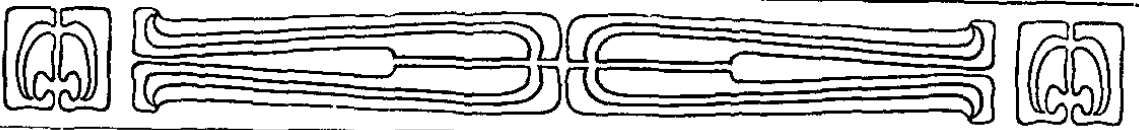
Herausgegeben von **Dr. Emil Dönges**, Darmstadt,

Herausgeber des Sonntagschulblattes:

„Der Freund der Kinder.“

  Siebenter Jahrgang.  

Verlag: **Geschwister Dönges**,
Dillenburg (Hessen-Rassau).





Ein gesegnetes Neujahr

rufen euch nicht nur die Kinder auf nebenstehendem Bilde mit frohen Stimmen zu, indem sie auf raschem Schlitten von der Höhe herabeilen ins Tal, auch Gott selbst wünscht euch ein gesegnetes neues Jahr. Er wünscht es euch von ganzem Herzen aus des Himmels Höhen herab. Kein Herz liebt uns wie Er, so innig und so treu.

Darin liegt aber unser größtes Glück, daß Gott uns liebt. Und weil Er uns liebt, der allmächtig ist und allweise und ewig treu, will Er uns auch, wenn wir

nur auf Ihn hören, gesegnete Wege führen. Wer aber auf gesegneten Pfaden wandelt, der hat jeden Tag einen neuen gesegneten Tag und jedes Jahr ein neues gesegnetes Jahr.

Warum sind aber in dieser Welt so viele Herzen, die doch alle durch Gottes Liebe glücklich sein könnten, wirklich unglücklich zu nennen? Ach, viele wissen nichts von Gottes Liebe, andere glauben nicht an sie, und wieder andere erwidern sie nicht.

Wir müssen also zunächst wissen, daß Gott uns liebt. Das zeigt uns die Schöpfung schon, sodaß auch die Heiden in ihrer

Zinfternis wiffen könnten, daß es einen Gott gibt, der fie liebt. Von Gottes größter Liebestat, von der das Evangelium uns meldet, haben die Armen allerdings noch nie gehört. Ihr aber wißt, daß Gott der Schöpfer ist, der uns selbst und die Welt um uns her fo wunderbar erbaut; und ihr wißt ferner, daß Gott also die Welt geliebt, daß Er Seinen eingeborenen Sohn für uns als Erlöser dahingegeben hat. Und von Gott und Seiner Schöpfung und Erlösung soll euch die neue „Jugendfreude“ wiederum unterhalten. Möge es euch recht zum Segen sein!

Wir sollen an die Liebe Gottes alle glauben, wie wir oben hörten, sollen nicht vor ihren Beweisen unser Auge und Herz verschließen. Weil nun durch den Abfall von Gott viel Elend und Not auf Erden ist, deshalb wollen die Ungläubigen an Gottes Liebe zweifeln. Aber die Gläubigen halten auch in ihren Leiden und Prüfungen fest daran, daß Gott sie liebt, und sie erfahren es auch täglich und preisen Ihn dafür. Sie sind glücklich zu „wissen“, daß ihnen „alles“ hier, auch Leid und Kampf, „zum besten dienen muß“.

Ja, so steht in Gottes Wort geschrieben von allen denen, die Gott wieder lieben. (Röm. 8, 28.) Und das ist es, was als dritter Punkt nötig ist, um glücklich zu sein, um — jung oder alt — die wahre „Jugendfreude“ zu finden und sie im Herzen zu bewahren, daß man nämlich nicht nur von Gottes Liebe wisse und an sie glaube, sondern sie auch erwidere. Der Apostel Johannes, dieser gesegnete und glückliche Mann, sagt von Gott: „Wir lieben Ihn, weil Er uns zuerst geliebt hat.“ O, wie sehr begehrt Gott danach, daß wir Ihn lieben! Es geht uns ja selber so; wir wünschen auch, von denen geliebt zu werden, die wir lieben. Und wie unendlich groß ist Gottes Liebe zu uns! — Darum aber, weil Er uns so innig liebt und Sein Herz uns so treu zugetan ist, sagt Er zu einem jeden Menschenkinde: „Gib Mir, Mein Sohn, dein Herz!“

Ach, daß es oft so lange währt, und Gott oft so schwere Wege mit manchen Menschenkindern gehen muß, die doch so frühe schon von Seiner Liebe gehört haben, bis sie endlich auf Ihn hören und Seinem Liebeszuge folgen!

Möchten denn die vielen lieben jungen Leser der „Jugendfreude“ frühe schon auf Gottes Liebe achten und Ihn wieder lieben, der uns zuerst geliebt hat, so werden sie auch frühe schon glücklich werden. — Und all die vielen Tränen und Schmerzen,

die andere auf eigenwilligen, schweren Wegen finden, könnt ihr euch ersparen, wenn ihr jung zum Heiland kommt und Ihm folgt.

Einen schweren Weg

machte sich z. B. Dr. van der Kemp in Holland, der als Knabe und Jüngling hochbegabt und fleißig war, aber auf Gottes Ruf nicht achtete. Er studierte Medizin; doch in dem Born der Wissenschaft fand er das Wasser nicht, das den Durst der Seele löscht und ewiges Leben gibt. Er eignete sich wohl sechzehn Sprachen an, aber kein Friede kam in sein unruhiges Herz. Da warf sich der betörte junge Mann in die Lust der Welt. Aber das Feuer in seinem Innern brannte nur um so heißer und drohte, ihn zu verzehren. Verzweifelt schrieb er mitten im Taumel der Weltfreuden an seinen Bruder: „Ich sterbe vor Traurigkeit!“ — Da griff Gott mit Macht ein, um den verlorenen Mann zu retten. Auf einer Bootfahrt über die Maas verlor er seine Gattin und sein Kind. Er war dem Selbstmord nahe. Aber nun fiel Gottes Licht endlich noch in das unnachtete Herz. Er bekehrte sich zum Herrn und übergab sich nun ganz und völlig Ihm. Er ist dann noch, wenn auch leider später, als es gut und schön gewesen wäre, ein wertvolles Werkzeug und ein treuer Knecht seines Erlösers und Herrn geworden in Südafrika. Er entschlief mit dem Rufe: „Es ist alles licht, ganz licht!“

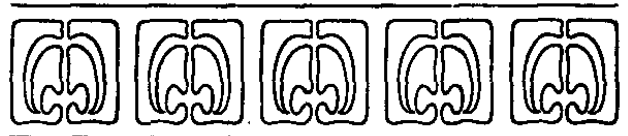
Ein traurigeres Leben

noch hatte, wie ihr wissen werdet, der jüdische König Manasse. Er hatte den gläubigen und treuen König Hiskia zum Vater gehabt, hatte gewiß gehört, wie dieser Jehova mit ganzem Herzen gedient und Gottes wunderbare Hilfe erfahren. Aber er wurde ein schnöder Götzendiener, der seine Untertanen zum Bösen verführte. Da kam Gottes Hand über ihn: die Babylonier nahmen das Land ein und banden ihn mit Ketten. Jetzt endlich erwachte sein Gewissen, und er schrie zu Gott um Gnade und fand sie noch. Aber sein Leben war für immer verloren, und er bekam keinen Lohn dafür in Ewigkeit. Auch wurden seine Untertanen später um seiner Sünden willen in die Gefangenschaft geführt. —

Auch findet nicht jede Seele Gnade im Alter, nachdem sie dieselbe in der Jugend verschmähte. Wie Absalom,

David's Sohn, in seinen Sünden starb, ist euch wohlbekannt. Darum war auch seines Vaters Schmerz so groß, daß er immer wieder rief: „O Absalom, mein Sohn, mein Sohn! Wollte Gott, ich wäre für dich gestorben!“ —

Deshalb, meine lieben jungen Leser und Leserinnen, laßt euch frühe von Gottes Liebe zum Heiland ziehen, um bei Ihm nicht nur ein glückliches neues Jahr, nein, ein neues, glückliches Leben zu finden, das ihr dann Ihm weihet, vor dem einst alle Kniee sich beugen müssen, und Den einst alle Zungen als Herrn bekennen müssen zur Ehre Gottes, des Vaters!



Dort bei Bethlehem.



Dort bei Bethlehem, welch Schweigen!
Leise, kaum wie Abendhauch,
flüstert's in den Palmenzweigen,
Lispelt's still in Baum und Strauch —
So in tiefem Traum versunken
Ruhten Judas fluren nie —
Erd' und Himmel, wonnetrunken,
Atmen ew'ge Harmonie!

Um das alternde Gemäuer,
Um die graue Felsenwand
Webt die Dämmerung ihren Schleier
Wie mit leiser Geisterhand;
Langsam tauchen aus dem Dunkel
Gottes Sterne mild hervor,
Ihres hehren Lichts Gefunkel
Zieht der Hirten Blick empor.

Ach, wann wird der Stern erscheinen,
Von dem Israel gehört,
Der mit Seinem Licht, dem reinen,
Wunderbar die Welt verklärt,
Den erhofft die alten Frommen,
Der ihr ganzes Herz erfüllt? —
Ephrata! bald muß Er kommen,
Der des Volkes Sehnen stillt!

Welch ein überird'scher Schimmer!
Erde! solches Wunderlicht
Strahlte selbst in Eden nimmer
Von der Sonne Angesicht!
Bethlehem, o atme freier,
Israels Erlösung naht!
Rüste dich zur heil'gen Feier,
Schmücke dich, du Königsstadt!

Deine Hirten auf den Hügeln
Bei den Herden auf der Wacht,
Knien umrauscht von Engelsflügeln,
Sind umflammt von ihrer Pracht!
Sprachlos lauschen sie erschrocken
Eines Seraphs Kraftgestalt,
Dessen Haupt von goldnen Locken
Und von Lichtgewand umwallt:

„Alle Furcht soll heute schwinden,
Die euch noch gefangen hält,
Freude will ich euch verkünden,
Wonne einer Sünderwelt!
Euer Heiland ist geboren,
Christus, Gottes ew'ger Sohn,
Der von Ewigkeit erkoren,
Stieg herab von Seinem Thron!

Gehet hin und habt zum Zeichen:
Tief in Knechtsgestalt verhüllt
Liegt das Kindlein ohnegleichen,
Bitterer Armut treues Bild --
In der Krippe liegt's gebettet
Und von Mutterhand gepflegt
Ruht das Kind, das Sünder rettet,
Dessen Hand das Weltall trägt!“

Als bald schweben lichte Heere
Durch das himmlische Portal,
Aus dem reinen Strahlenmeere
Tauchen Engel ohne Zahl,
Von dem Glanze übergossen,
Bebt das Laub an Busch und Baum,
Von der Herrlichkeit umflossen
Stehn die Hirten wie im Traum.

Und die Chöre in den Lüften
Stimmen an den Preisgesang,
Weithin über Judas Triften
Rauscht der Engel Jubelklang:
Gott sei Herrlichkeit und Ehre,
Friede allen nah und fern —
Arme Welt, erwache, höre
Gute Botschaft von dem Herrn!

K. K.



Biblische Aufgaben.

Die Welt.

1. Wo im Evangelium nach Johannes wird der Herr Jesus „der Heiland der Welt“ genannt; wo in seiner 1. Epistel?
2. Dreimal im Evangelium Johannes wird Satan „der Fürst der Welt“ genannt; wo?
3. Wo lesen wir in der 1. Epistel Johannes: „Die Welt vergeht,“ und „habt nicht lieb“ oder „liebt nicht die Welt?“

D. Sch.



Mutterliebe, Mutterfreude, Mutterleid.

Ihr hörtet oben von Gottes wunderbarer Liebe, welche allein eure Herzen glücklich machen kann für Zeit und Ewigkeit. Auf Erden und im Himmel kommt dieser Liebe keine andere gleich. Aber die Mutterliebe kommt ihr auf Erden am nächsten. Darum hat ein Mutterherz auch mehr Freude und mehr Leid auf Erden als jedes andere Herz; die größte Freude hat die Mutter, wenn Gott ihr ein Kind schenkt und dieses gehorsam wird und die rechten Wege geht, das größte Leid, wenn das Kind später nicht mehr folgt, wenn es eigene, böse Wege geht.

Laßt mich euch nun einige kleine und größere Erzählungen berichten, die euch zeigen, was Mutterliebe zu tun vermag, was sie leidet und unter Gottes Segen erreichen kann. Das wird euch Gottes Liebe, die so viel größer ist, besser verstehen lehren.

Ein großes Opfer.

Richter White, einer der ersten weißen Ansiedler im Staate Newyork, ließ sich ungefähr vier Meilen von Utica nieder. Er hatte seine Familie bei sich; darunter befand sich seine verwitwete Tochter mit ihrem einzigen Kinde, einem schönen vierjährigen Knaben. Das Land ringsum war damals noch eine ungelichtete Waldwildnis, und diese war das Gebiet der Indianerstämme.

Richter White begriff die Notwendigkeit, mit den Wilden auf gutem Fuße zu leben, denn, fast allein, in dieser Einöde, war er vollständig ihrer Gnade anheimgegeben. Demgemäß benutzte er jede Gelegenheit, sie seiner Freundschaft zu versichern und ähnliche Gefühle für sich in ihnen zu erwecken. Mehrere der Häuptlinge besuchten ihn, nahmen kleine Geschenke von ihm an und schienen im ganzen nur friedfertige Gesinnungen zu hegen. Aber einer machte ihm Sorge. Es war ein alter Häuptling der Oneidas, der hohen Rang und großen Einfluß nicht nur unter seinen Stammesgenossen, sondern auch bei den benachbarten Stämmen besaß.

Derselbe wich ihm stets aus, so oft er auch den Versuch machte, mit ihm zusammenzutreffen, um vorsichtig seine Ansichten über die Niederlassung des weißen Mannes an seinen Grenzen zu erforschen. Endlich sandte er eine Botschaft an den Häuptling mit der Bitte, ihn anderen Tages zu besuchen. Zur festgesetzten Stunde erschien denn auch der „Gefleckte Leopard“, so

hieß der Häuptling, dessen Haut derartig tätowiert war, daß sie an die Zeichnung eines Leopardenfelles erinnerte, begleitet von einem jungen Krieger seines Stammes.



Mutterfreude.

Richter White empfing den Gast mit großer Ehrerbietung, führte ihn in sein Haus und rief auch seine Familie zusammen, um den Gast zu begrüßen, denn er wußte, daß von dem Er-

gebnis dieses Besuches seine und seiner Familie Sicherheit abhing. In der nun folgenden Unterhaltung setzte der Hausherr dem großen Häuptling seine Absicht, mit den umwohnenden Stämmen in freundnachbarlichen, brüderlichen Beziehungen zu leben, auseinander. Schweigend hörte der „Gefleckte Leopard“ seinen Wirt bis zu Ende an, dann sagte er:

„Weißer Mann, du forderst viel und versprichst viel. Aber welches Pfand der Treue kannst du mir geben? Des weißen Mannes Wort mag für den weißen Mann gut sein, aber es ist nur wie ein Windhauch, wenn es zu dem roten Manne gesprochen wird.“

„Mein Leben steht in eurer Gewalt,“ entgegnete der Richter, „ist das nicht der stärkste Beweis meines Vertrauens, daß ich wehrlos hier unter euch wohne?“

„Der rote Mann wird Treue um Treue vergelten,“ nahm der rote Mann würdevoll das Wort, „wenn du ihm vertraust, wird er auch dir vertrauen. Laß diesen Knaben hier nach meinem Wigwam gehen — in drei Tagen will ich ihn mit meiner Antwort zurückbringen.“

Als ob ein Schwert durch ihre Seele ginge, zuckte die Mutter des Kindes bei diesem Vorschlage vor Angst und Schmerz zusammen. Sie sprang vorwärts, ergriff den Knaben, der nach Kinderart neugierig neben dem Häuptling stand und die fremdartige Erscheinung anstarrte, drückte ihr Kleinod fest ans pochende Herz und wollte mit ihm fliehen. Eine dunkle Wolke lagerte sich auf der Stirn des Häuptlings, und ein bitteres Lächeln kräuselte seine Lippen, aber er sprach kein Wort.

„Halt, meine Tochter!“ rief dagegen der Richter, welcher fühlte, daß jetzt der über ihre Zukunft entscheidende Augenblick da war — „bringe den Knaben zurück, ich bitte dich. Er kann dir nicht teurer sein als mir. Lasse ihn mit unserem Gaste gehen, dem mächtigen Häuptling der Dneidas. Gott wird über ihn wachen! Er wird in dem Wigwam des ‚Gefleckten Leoparden‘ ebenso sicher sein als unter unserem Dache.“

Die geängstigte Mutter zögerte noch eine Minute, dann kehrte sie langsam zurück, setzte das Kind auf des Häuptlings Knie und, vor ihm niederknieend, die gefalteten Hände zu ihm erhoben, brach sie in einen Strom von Tränen aus. Die Wolke war von des Indianers Stirn gewichen, dennoch sagte er der trostlosen Mutter kein beruhigendes Wort, sondern erhob sich, nahm den Knaben

an die Hand und trat, von seinem Begleiter gefolgt, den Heimweg an.

Vergeblich würde man versuchen, die Unruhe und Todesangst der Mutter während der drei folgenden Tage treu zu schildern. Hoffnung und Furcht behielten abwechselnd die Oberhand in ihrem Herzen. Schlaflos verbrachte sie die Nächte, und senkte sich je einmal der bleierne Schlaf in äußerster Erschöpfung auf kurze Zeit auf ihre rotgeweinten Lider, so fuhr sie jäh wieder darauf empor, weil sie das Hilfesgeschrei ihres gemarterten Kindes zu hören glaubte, das in seiner Not die Mutter rief.

Träge schlichen die Stunden dahin, aber sie reichten sich endlich doch auch zu Tagen, und nach qualvollem Harren brach das dritte Morgenrot an. Aber der Morgen schwand, der Mittag ging vorüber und noch war keine Spur von dem Häuptling oder dem Kinde zu sehen. Ein unheimlicher Druck lastete schwer auf dem ganzen Haushalte. Wortlos und bleich saß die Mutter da, unruhig schritt Richter White durch das Zimmer.

Da, als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne die Wipfel der Bäume vergoldeten, sahen die auf ihren Beobachtungsposten liegenden jungen Leute des Hauses zwischen den Büschen in einiger Entfernung die Adlerfedern des Häuptlings auftauchen. Bald nahm man ihn selbst wahr, wie er den Knaben an der Hand führte, der bunt wie ein junger Häuptling gekleidet war, mit Adlerfedern in dem lockigen Haar, einem Biberfell um die Schultern und die Füße mit Wildfell bekleidet. Er ging stolz und glücklich neben dem „Gefleckten Leoparden“ einher und trug in anbetracht seiner neuen Würde den Kopf so hoch, daß er um zwei Zoll größer erschien als vorher.

Raum hatte man seiner Mutter die Ankunft der Nahenden gemeldet, als sie ihnen auch schon entgegenflog und mit höchstem Entzücken das Kind in ihre Arme nahm und den sich sträubenden Knaben so fest an sich drückte, als wollte sie ihn nimmer wieder von sich lassen. In dieser Minute schien sie vom Tode ins Leben zurückzukehren.

Stumm hatte der Wilde diesem Ausbruche der Mutterliebe zugehört. Als Richter White zu seiner Begrüßung herbeigekommen war, sprach er:

„Der weiße Mann hat gesiegt, lasse uns hinfort Brüder sein. Du hast dem Leoparden des Waldes vertraut — und er wird dich mit Vertrauen und Freundschaft bezahlen!“

Sein Wort war so gut wie ein Schwur. Lange Jahre lebte Richter White in Frieden und Freundschaft mit den benachbarten Stämmen und wurde der Begründer einer großen und blühenden Niederlassung.

Wahrlich, die Mutter White brachte ein großes Opfer, als sie ihren Liebling den Händen eines unbekanntes Wilden auf einige Tage anvertraute, aber ein viel größeres ist das Opfer, das Gott uns gebracht hat, indem Er Seinen eingeborenen und vielgeliebten Sohn in die Hände sündiger Menschen, Seiner Feinde, gab und selbst für sie sterben ließ. Jene Mutter brachte überdies ihr Opfer, um ein sicheres Heim für sich und die Ihrigen unter den Fremden gründen zu können, aber Gott wollte durch Sein Opfer uns, Seinen Feinden, die Versöhnung und ewige Erlösung bringen und darauf uns ein ewiges Heim in Seiner Herrlichkeit bereiten. O, habt ihr diese Liebe Gottes je betrachtet und sie in euer Herz aufgenommen?

Doch hört noch weiter, was Mutterliebe zu tun vermag und für Segen schafft.

Das Vorbild der Mutter.

Von den vielen Söhnen und Töchtern, denen das Beispiel und Leben der Eltern, besonders der Mutter, zum bleibenden Segen geworden, hier nur einige Fälle.

Der berühmte englische Schriftsteller Thomas Carlyle (sprich: Carleil), gestorben 1881 in London, den man wegen der gewaltigen und geistesmächtigen Bußrufe an sein Volk schon den Jesaja seiner Zeit genannt hat, war der Sohn ganz armer, einfacher Leute in Schottland. Sein Vater war Maurermeister, und die Familie hatte oft nicht so viel, um genug Brot kaufen zu können. Aber mit Stolz sprach der Sohn immer von seinen Eltern, die allerdings in geistiger Beziehung beide ganz hervorragende Persönlichkeiten waren. Von der Mutter sagte er: „Sie war eine Frau von der schönsten Abkunft, die es gibt, nämlich vom Geschlecht der Frommen oder Gläubigen, Gerechten und Weisen. Sie war die aufrichtigste Christin, die mir in meinem Leben vorgekommen ist.“ Von dem Vater aber schreibt er, nachdem er in der Ferne dessen Tod vernommen hatte: „Er war mir die Verkörperung der großen Wahrheit: Ernst ist das Leben. Seine innerste Überzeugung war, daß der Mensch zur Arbeit geschaffen

sei und nicht zum Fühlen, Träumen und Speculieren. Er hat darum nie den Mund aufgetan, wenn er nicht etwas Wertvolles zu sagen wußte, nie habe ich eine leere Redensart von ihm gehört. Obwohl er in seiner Jugend nur drei Monate die Schule besuchte, nämlich so lange, bis er das Lesen und Schreiben erlernt hatte, so kenne ich doch keinen Menschen, der seine Gedanken so treffend, markig und ausdrucksvoll aussprechen konnte, wie er. Er las nur ein Buch, nämlich die Bibel. Sie war ihm der Inbegriff aller Weisheit, und nie hat er an irgend einem ihrer Worte gezweifelt. Solange ich mir denken kann — es war aber wohl sechzig Jahre lang — hat er jeden Abend sein Gebet mit den Worten geschlossen:

Auf Tod, Gericht und Ewigkeit,
Auf dreie mache uns bereit.“■

Zu Adams, dem berühmten Präsidenten von Nordamerika, sagte einst ein Bekannter: „Nun weiß ich auch, wie Sie der Mann geworden, der Sie sind?“ „Wieso?“ fragte dieser. „Ich habe die Briefe gelesen, die Ihre Mutter an Sie geschrieben hat.“

Auch die gläubige Mutter des Generals und Präsidenten Georg Washington erlebte, wie jene, die Freude, daß ihr großer Sohn in ihren Wegen der Gottesfurcht und Treue wandelte. Als sie in ihren alten Tagen vernahm, daß ihr Sohn die höchste Stelle im Lande erhalten habe, sagte sie: „Nun, mein Georg war stets ein guter Sohn.“

Der Gelehrte J. Randolph pflegte zu sagen: „Ich wäre ein Gottesleugner geworden, wenn ich mich nicht immer an meine Mutter hätte erinnern dürfen, wie sie meine kleinen Hände in die ihrigen schloß und mit mir zum Gebet niederkniete!“

Ähnlich wie in England und Amerika bezeugen es auch gläubige Männer in Deutschland und der Schweiz, wie die Liebe und Gottseligkeit ihrer Mütter ihnen zum Segen geworden ist.

Der bekannte gläubige Pfarrer Funke in Bremen sagte: Der kindliche Glaube meiner Mutter hat mich reich und glücklich gemacht. Ihr liebes Bild steht noch immer vor mir. Auch der gläubige Pfarrer Nink in Hamburg, dessen „Kinderfreund“ so vielen Kindern den Weg zum Himmel gezeigt hat, der auch mit dem Herausgeber der „Jugendfreude“, als dieser noch ein Knabe war, vom Heiland redete, erzählte gern vom Segen seiner Mutter. Er sagte: „Vier kurze Wörtchen haben mir in meinem Leben mehr Gutes getan als irgend etwas. Es waren die Wörtchen,

die meine Mutter mich lehrte: ‚Du, Gott, siehst mich!‘ Dafür werde ich ihr noch in Ewigkeit danken. Ich sehe sie noch vor Augen, als wenn's heute wäre, die gute, selige Mutter, wie sie an jedem Morgen, wenn sie mich angekleidet und mit mir gebetet hatte, mir die Hand auf mein kleines Haupt legte und gar feierlich zu mir sagte: „Nun vergiß es den ganzen Tag nicht, mein lieber Karl: „Du, Gott, siehst mich!“ Leider hab' ich's doch oft unter dem Spielen und bei den Kameraden im Laufe des Tages vergessen und habe namentlich, wenn mich das Auge der Mutter nicht sah, vielfach ihr Gebot übertreten. Wie beschämt sah ich dann unter mich, wenn sie mich nach dem Abendgebet auf ihre Kniee nahm und mich bis ins Herz hinunter fragte: „Hast du auch heute immer daran gedacht: ‚Du, Gott siehst mich?‘ Auch wenn kein Menschenauge auf dich achtet, wenn du ganz allein im Garten oder im dunklen Keller bist, Gottes Auge ist überall und sieht alles, was du tust. Darum hüte dich, daß du in keine Sünde willigst, noch etwas tust wider Sein heiliges Gebot!“ Das ging mir tief zu Herzen und hat mich durchs ganze Leben begleitet; ja, ich kann in Wahrheit sagen, es ist mir zum bleibenden Segen geworden.“

Der gleichfalls bekannte gläubige Hofprediger Emil Frommel in Berlin rühmte, welch einen Segen er von einer strengen, aber gottesfürchtigen Mutter empfangen habe. „Einmal,“ so erzählt er, „während meiner Schuljahre hatte unsere Klasse eine lateinische Arbeit auf, aber das sollte geleugnet werden, um mehr Zeit zu gewinnen zu einem großen Spaziergange. Drei Viertel der Klasse, darunter auch ich, ließ sich in der Dummheit in diese Verschwörung ein, aber etliche brave taten nicht mit und zeigten die Sache an. Da saßen wir drin — mitgefangen, mitgehangen. Mit zwei Stunden Arrest kamen wir Versführten noch davon, und zwar über Mittag. Die Rädelsführer kriegten Hiebe. Ich kam vermeint nach Hause und erzählte dann mein ganzes Unglück, natürlich etwas im Alpenglühen der Unschuld. Da war ich aber bei der Mutter gerade recht gekommen. Erst würdigte sie mich aus ihren rehbraunen Augen nur eines großen, durchbohrenden Blickes, und dann drückte sie mich hinaus in die Stube. Dort stand der Stock bereit, dessen Schläge tüchtig herunterfielen. Auf einem Bänklein setzte sie mir auseinander, was Lügen sei vor Gott. Unvergeßlich war mir auch das in der Rede, daß sie die tiefe Schmach empfand, die ich ihr angetan und die ich dem

Lehrer angetan. „Einen anlügen, weißt du, was das heißt? Das heißt soviel, als dem anderen sagen: Du bist nicht wert, daß man dir die Wahrheit sagt. Das heißt einen Menschen tief mißachten.“ Daran hatte ich noch nicht gedacht. „Und nun,“ schloß sie, „wirßt du hingehen zu dem Herrn Professor Zandt und ihm sagen, daß du gelogen hast und ihn beleidigt und wirßt ihn um Vergebung bitten.“ Ach, mir war, als fielen der Himalaya auf mich! „Schlag mich lieber noch,“ heulte ich, „nur das nicht!“ „Nein, gerade das, mein Kind! Wer bekennt, der hat den Feind schon überwunden und den Bann der Sünde gebrochen.“ So half mir all mein Sträuben nichts, ich mußte hin und dem Professor meine Sünden bekennen. Das war für mich ein heilsamer Gang, wie auch zuvor die gründliche Stockstrafe.“

Ein Diener des Herrn, der heute unter den Heiden das seligmachende Evangelium verkündigt, sagte: „Meine Mutter erzählte mir eines Tages, als ich noch ein Kind war, die Geschichte vom Heiland, wie Er für uns starb, dabei fielen heiße Tränen aus ihren Augen auf meine Hand; diese haben mich zum Heiland geführt, und ich bin frühe Sein Schäflein geworden und es geblieben und darf Ihm nun dienen.“

Sagt denn, ihr jungen Leser und Leserinnen, wie steht ihr zu dem guten Hirten?

Tränen und Gebete der Mutter.

Ein gläubiger Mann besuchte eines Tages sein Elternhaus. Während er mit seiner Mutter redete, kam ein jüngerer Bruder im berauschten Zustand in die Stube. Als er wieder hinausgegangen war, sagte der ältere: „Wie kannst du das aushalten, Mutter?“ Sie antwortete: „Ich habe lange darunter gelitten und dagegen gestritten, aber nun habe ich die Sache Gott übergeben und Ruhe bekommen. Eines Tages dachte ich, mein Herz müßte vor Schmerz brechen. Ich hatte doch so viel gebetet, aber alles schien vergeblich zu sein. In einem Gefühl von Verzweiflung warf ich mich von dem Herrn nieder und sagte: „Ich kann es nicht länger ertragen. Nimm Du, o gnädiger Gott, der Du alles vermagst, mein armes, verlorenes Kind in Deine Hand. Zieh ihn zu Dir, rette und segne ihn!“ Seitdem bin ich ruhig geworden.“ Ich weiß, die Sache liegt in Gottes Händen.“

Am Tage darnach sagte der ältere Bruder zum jüngeren: „Johann, du bist in einem gefährlichen Zustand.“ „Wieso denn?“

antwortete der. „Mutter sagte gestern zu mir, daß sie dich jetzt in Gottes Hände übergeben habe. Das ist ihr letzter Ausweg, und sie ist nun beruhigt in der Gewißheit: Gott wird dich zur Befehrung bringen.“ Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den jüngeren Bruder. Er sagte sich, daß er gegen Gott nicht streiten könne, dessen Händen er übergeben sei: und so wurde jener Augenblick ein Wendepunkt in seinem Leben.

Selbst wenn das Kind groß und schwer krank wird, und dann vielleicht nichts mehr weiß von dem, was es gelernt hat als Kind, so gedenkt es wohl noch der Gebete der Mutter.

Ein Prediger, der an einer großen Irrenanstalt angestellt ist, erzählte: Als ich einmal Sonntags wie gewöhnlich vor der großen Schar unserer geistig Umnachteten und Blöden gepredigt und mich beim Verlassen des Saales mit dem Gefühl tiefsten Erbarmens mit diesen Unglücklichen noch beschäftigte, von denen nur wenige meinen Worten mit Verständnis hatten folgen können, hielt mich ein Mann mit freundlichem Grinsen auf dem geistlosen Gesicht zurück und sagte in geheimnisvollem Flüsterton: „Ich kann auch beten!“

Ich war ganz erstaunt über dieses Wort, denn der Unglückliche galt als ganz blödsinnig. Er hatte alles vergessen, seinen Familiennamen, seinen Heimatsort, sein Alter; über nichts konnte er Auskunft geben. Etwas zweifelhaft fragte ich daher: „Was kannst du denn beten?“

„Was Mutter gesagt hat,“ antwortete er stolz.

„Und was hat Mutter dir gesagt?“ forschte ich weiter.

Da faltete er die Hände und begann andächtig:

„Breit' aus die Flügel beide,
Herr Jesu, meine Freude,
Und nimm Dein Küchlein ein.“

Bis zu Ende sprach er den Vers ohne Anstoß. Dann kehrte der geistlose, stiere Ausdruck seines Gesichtes zurück, aber war nicht in seinem Herzen frühe ein Lichtlein angezündet worden, das durch nichts ausgelöscht werden konnte? Sagt, ihr jungen Freunde, brennt auch in euren Herzen schon das Licht der Liebe zu Jesu, der euch alle unter Seine Flügel sammeln möchte?

Ach, wie schwer und hart sind die Wege ungehorsamer Kinder, welche Vater und Mutter nicht folgen. Darüber laßt mich euch noch einiges berichten.

Eigene Wege, schwere Wege.

„O Mutter, welch einen Jammer bereite ich dir!“ so rief einst Konradin, der letzte der Hohenstaufen, ehe er sein Haupt dem Henker hinbot. Ihr kennt vielleicht den kurzen Lebenslauf dieses hochangelegten Jünglings, des Erben der mit Ruhm bedeckten Hohenstaufenkrone. Wie seine Vorfahren, so glaubte auch er nur dann im vollen Sinne Kaiser zu sein, wenn der Papst ihm die Krone aufs Haupt gesetzt habe. An der Spitze eines Heeres, seinen treuen Freund, den Markgrafen Friedrich von Baden, an seiner Seite, überschritt er die Alpen. Aber sein ganzer Feldzug sollte trotz aller bewiesenen Tapferkeit ein schlimmes Ende nehmen. Verraten und in Mörderhände gefallen, mußte er in Italien sein junges Leben lassen. Auf dem Marktplatz von Neapel war das schwarze Blutgerüst aufgeschlagen, auf dem er enthauptet werden sollte. Zu Hause auf der Hohenstaufenburg saß seine Mutter und weinte um ihn. Wie oft hatte sie ihn gewarnt: „Konradin, geh nicht nach Italien, es war deiner Väter Unglück, es wird auch das deine sein!“ Aber er ließ sich nicht zurückhalten, sondern ging. Da erzählt die Weltgeschichte, daß er, ehe er sein Haupt dem Henker hinbot, noch einmal an die Brüstung trat und, den Blick nach seiner Heimat gewandt, unter heißen Tränen in die Worte ausbrach: „O Mutter, welchen Jammer bereite ich dir!“ Wenige Augenblicke später rollte sein Haupt hinunter. Das ist eine ergreifende Geschichte, ergreifend deshalb, weil der Schmerz der Mutter, die ihn nicht mehr sehen sollte, so groß war, weil das Leben ein so junges, hoffnungsvolles und der Verlust für das Vaterland ein so großer war.

Aber ist der Lebenslauf Konradins nicht ein getreues Abbild von dem so vieler Jünglinge unserer Zeit? Ohne auf den Rat der Eltern zu hören, ohne auf die Mahnungen zu achten, eilen sie, im Taumel der Einbildung vom eigenen „Ich“, hinaus ins Leben. Die Erfahrung aber zeigt, daß auf solch eigenen Wegen kein Segen ruht. Das Unglück heftet sich an ihre Fersen, und was sie anfangen, das gedeiht nicht, weil Gott ihnen im Wege steht. Wie mancher junge Mann steht auf den Trümmern seiner irdischen Existenz und muß, wenn er aufrichtig ist, sagen: Es ist meine Schuld, ich bin selbsterwählte Wege gegangen. Da liegen in den Spitalern diesseits und jenseits des Ozeans Hunderte, Tausende von jungen Männern, einem frühen Tode durch eigene



„Muttergrab, heilig Grab.“

Schuld entgegengehend! Wie mancher hat noch vor seinem Ende den Schrei Konradins auf seinen Lippen: „O Mutter, welch einen Jammer bereite ich dir! Könnte ich nur noch einmal deine Stimme, die mich so oft ermahnt hat, hören; könnte ich nur noch

einmal mein Leben anfangen, wie ganz anders würde ich es leben.“ Aber es ist zu spät! Auch die Mutter lebt entweder nicht mehr oder es liegen Hunderte von Meilen zwischen ihr und dem Verirrten. O diese eigenen Wege, auf denen Enttäuschung sich an Enttäuschung reiht, bis vielleicht endlich die Gnade Gottes, die ein neues Leben schafft, über ein zusammengebrochenes Leben aufgehen kann! Gott erbarme sich über alle, die solche Wege gehen, sie sind am meisten zu bedauern. —

Laßt mich euch nun zwei Geschichten erzählen, wie Muttergebete noch erhört werden, aber auch zum Schluß eine andere.

1. Die Mutter wartet.

„Kommst du heute abend früh heim?“ —

Eine Mutter richtete diese Frage an ihren Sohn, einen schönen, starken Jüngling, welcher ziemlich kurz antwortete, er wisse es noch nicht.

„Hast du irgend etwas besonderes vor?“

„Ich gehe ins Wirtshaus.“

Ja, das Wirtshaus, die Mutter mußte nun, daß er sehr spät heimkommen würde. Er hatte es schon oft so gemacht, und er vergaß nach und nach sein Heim, seine Mutter, seinen Gott.

Es brach der Mutter fast das Herz, aber sie betete treu und im Glauben.

Eines Abends, nachdem sie die Nacht vorher sehr lange aufgeblieben war, um den jungen Mann zu erwarten, bat sie ihn inständig, nicht spät zu kommen, was er auch versprach. Aber er hatte schon so oft das gleiche Versprechen gegeben und kaum aus dem Hause fort, hatte er es vergessen. Die Mutter fing daher noch einmal an:

„Ich bitte dich, komm heute früh heim, ich bin gar nicht wohl und fühle mich so einsam; ich werde hier warten, bis du zurück bist.“

„Ich werde früh zurückkommen,“ sagte er, „aber wenn du nicht wohl bist, tätest du besser, zu Bett zu gehen.“

„Nein, ich werde hier warten.“

„Gut, ich komme früh zurück.“

Es tat ihm leid, daß es der Mutter nicht gut ging, aber der Gedanke, bei ihr zu bleiben, kam ihm nicht einmal in den Sinn.

Kaum war er einige Schritte weit gegangen, als einer seiner

Freunde ihn anredete und ihn mit ins Theater nahm, obgleich er zuerst nicht wollte.

In den ersten Augenblicken konnte der Jüngling an nichts denken als an die Worte, welche er soeben gehört: „Ich werde hier auf dich warten,“ als aber das Stück anfang, war er ganz Auge und Ohr und hatte alles andere vergessen. Hernach hatten es seine Kameraden leicht, ihn mit sich zu ziehen, und sie blieben bis gegen zwei Uhr morgens vergnügt zusammen.

Als der junge Mann in die Nähe seiner Wohnung kam, sah er noch immer das Licht am Fenster. Sofort fielen ihm die Worte seiner Mutter ein: „Ich werde hier auf dich warten.“ Sollte es möglich sein, daß sie noch immer da saß! Er trat ein. Ja, sie war da und wartete auf ihren Sohn, aber er mochte sich nicht vor ihr zeigen und ging gleich in sein Zimmer. Sein Gewissen ließ ihn indessen nicht einschlafen, jetzt fing er an zu horchen. Er horchte lange, aber er hörte nichts. Er ging in das Schlafzimmer der Mutter. Sie war nicht darin. Ganz leise trat er in das Eßzimmer, wo sie ihn erwarten wollte. Die Lampe brannte und da saß sie noch.

„Mutter!“ sagte er. Ein wenig lauter, junger Mann, deine Mutter hört dich nicht! „Mutter!“ wiederholte er.

Berwirtht, bestürzt kommt er näher, er will nicht an die Wirklichkeit glauben. Abey anstatt die Treppe zum Schlafzimmer hinaufzugehen, hatte seine Mutter die Treppe zum Himmel erklimmen, sie weilte nicht mehr auf der Erde. — Er fand ein kleines Stück Papier in der Hand der theuren Mutter und las darauf: „Mein Kind, ich werde im Himmel auf dich warten.“

Die folgenden Tage waren Tage voller Qual. Seine Freunde ließen ihn in Ruhe, was ihm lieb war. Aber ach, die wahre Ruhe suchte er nicht bei Ihm, der allein dem armen Menschenherzen Frieden geben kann. So vermochte er auch auf die Dauer dem Versucher nicht zu widerstehen, er suchte die alten Freunde wieder auf, und der Teufel siegte, wenigstens vorübergehend, aufs neue. Doch Gott ließ ihn nicht. Immer wieder sah der Unglückliche in seinem Geiste den Zettel in der Hand der guten Mutter: „Mein Sohn, ich werde im Himmel auf dich warten.“

So geschah es auch eines Abends wieder, als er unglücklich im Kreise seiner scherzenden Freunde saß. Da erhob er sich und sagte: „Ich gehe heim. Meine Mutter wartet auf mich.“ —

„Deine Mutter?“ fragten diese erstaunt, „die ist ja lange tot.“ — „Ja, aber sie wartet im Himmel auf mich.“ — Gesagt, gethan. Er erhob sich und ging heim, und das war der Anfang zum neuen Leben. Der Herr nahm den reumütigen Jüngling in Seine offenen Ketterarme und führte ihn heim zur Mutter.

2. Im Kerker.

Wie spät oder wo erst die Muttergebete oft erhört werden, das erzählt uns auch ein Gefängnisprediger in Nordamerika. Dort wohnen ja, neben vielen ehrbaren, ach! so viele junge und alte Leute, die in Deutschland und der Schweiz den Eltern und Gott nicht folgen wollten, die übers Meer eilten, um hier ihre Schmach und Schande zu verbergen, die aber gern in ihre alte Heimat zurückkehrten, wenn sie nur könnten oder dürften. — Doch hört, was uns der Prediger erzählt:

„Bei meinem Besuche im hiesigen Staatsgefängnis trat ich in die Zelle eines deutschen jungen Mannes. Meine erste Unterredung mit ihm schien keinerlei Eindruck auf ihn zu machen. Hohnlachend blickte er auf mich, als ich niederkniete, um mit ihm zu beten. Dies betrückte mich sehr. Ich konnte das Bild des armen jungen Mannes, zu dem ich mich so hingezogen fühlte, auch zu Hause nicht vergessen und mußte viel und inbrünstig für ihn zum Herrn flehen. Aber auch bei meinen ferneren Besuchen zeigte er dieselbe Kälte und Gleichgültigkeit. Aber als ich einst wieder mit ihm von der erbarmenden Liebe Gottes und Jesu, des Erlösers, sprach und ihn ermahnte, doch jetzt zu Ihm zu kommen, schimmerte eine Träne in seinen Augen. Aber auch dieser gute Eindruck schien beim nächsten Besuch erloschen zu sein, bis er dann unter dem letzten Gebet in lautes Schluchzen ausbrach. „O,“ rief er, „es brennt wie Feuer in meinem Innern. Sie beteten eben zu Gott, daß Er das Seufzen und Flehen frommer Eltern für ihre ungeratenen Kinder erhören möge. Mir ist, als schütteten Sie mit diesen Worten Feuer auf mein Herz. Ich muß an meine gute Mutter in Deutschland denken!“ Als er sich etwas gefaßt hatte, erzählte er folgende traurigen Züge seines Lebens: „Ich bin der ungeratene Sohn einer frommen betenden Mutter. Sowohl mit mir, auch in ihrem Kämmerlein, hörte ich sie oft inbrünstig für mich zum Herrn beten. Doch ich war sehr leichtsinnig und ging eigene und verkehrte Wege. Nur wenn meine

Mutter weinte, hatte ich Mitleid mit ihr. Aber auch diese guten Nührungen erstickten bald; hinter ihrem Rücken verübte ich die größten Bosheiten. Meine Kameraden bedauerten mich wegen der wachsamten Aufsicht meiner frommen Mutter. Dies empörte mich sehr, und ich schmähte sie oft. Es wurde immer schlimmer mit mir, doch die Mutterliebe hörte nicht auf, über mich zu wachen, für mich zu flehen und zu hoffen. Ich aber widersetzte mich, verließ zuletzt, um der Mutter zu entgehen, Deutschland. In Amerika fand ich nicht, was ich suchte: ein Glück ohne Gott. Ich sank tiefer, wurde Verbrecher und kam in den Kerker. Hierher haben mich meine Wege gebracht. Aber, wie Sie sagten in Ihrem Gebet, ohne es zu wissen, Gott will die Gebete meiner Mutter erhören; ach, daß es im Kerker sein muß!“

Der Arme weinte und schluchzte laut. Und es währte viele Tage, bis er zur Ruhe kam. Er schwemmte oft sein Lager mit Tränen die Nächte hindurch. Endlich fand sein Herz den Trost der Vergebung bei Gott; er konnte glauben, daß das kostbare Blut Jesu Christi, Seines Sohnes, auch für ihn und alle seine Sünden geflossen sei zum Heil. Nun hatte er Frieden. Wie gern hätte er auch gleich gewußt, ob auch seine treue Mutter noch lebte, um ihr die freudige Kunde von seiner Rettung zu melden. Aber er hatte Grund zu fürchten, daß sie gestorben sei. Doch ich tröstete ihn und sagte ihm, wenn auch seine Mutter nicht mehr lebe, so freuten sich doch schon die Engel im Himmel über seine Bekehrung; und auch die Mutter werde es noch einmal erfahren und sich dann droben ewig mit ihm freuen.“ —

So hatte auch in diesem Falle die Mutterliebe und ihr treues Gebet den Sohn vom Tode errettet. Aber wird diese immer, auch wenn der Sohn oder die Tochter die Gnade Gottes fortgesetzt mit Füßen tritt und Sein Wort verachtet, das Kind zu erretten vermögen? Möge der junge Leser das nicht denken; möge er nicht vergessen, daß Gott heilig ist, und daß geschrieben steht: „Irrret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten.“

Dafür zum Schluß noch eine Erzählung, die wir überschreiben wollen:

Die Güte Gottes und Sein Ernst.

In einem Häuschen am Ausgang des Dorfes auf ihrem ärmlichen Lager liegt eine Witwe, deren kleines Stündlein gekommen. Tiefer Gram ist auf ihrem Angesicht ausgeprägt. Fürchtet

sie sich vor dem Tode? Nein, sie hat ja in dem Erlöser Heil und ewiges Leben gefunden. Aber dort an ihrem Bette kniet ihr einziger Sohn; dem gelten ihre letzten Seufzer und Gebete, denn der Sohn ist ein rechtes Sorgenkind für die Mutter gewesen und ist es noch. Er hat ihr durch sein der Wahrheit entfremdetes Herz und durch sein Leben vielen Kummer bereitet. Jetzt wird sie ihn verlassen: wie wird's gehen, allein in der großen verführerischen Welt, der er bisher nicht widerstand? Da öffnete die Sterbende die schwachen Lippen zum letzten Abschiedswort. Zum letztenmal auf Erden bittet sie ihn, umzukehren zu Gott, den er verlassen.

„Wenn ihr mich begraben habt,“ fuhr sie fort, „dann verkaufe alles, nur eins behalte: meine Bibel! Ich habe sie geerbt, deine Voreltern haben sie aus Böhmen mitgebracht, als sie um ihres Glaubens willen vertrieben wurden. Alle ihre Namen stehen darin, seit 1620. Arm sind sie alle gewesen, aber sie hielten sich an Gottes Wort, und der Segen blieb nicht aus. Du bist der letzte, laß die Bibel nicht! Versprich mir's!“

Schluchzend gelobte es der Jüngling. Was hätte er darum gegeben, wenn er in diesem Augenblick hätte ungeschehen machen können, womit er der Mutter so manche Kränkung zugesügt, so vielen Kummer bereitet hatte. Aber es war zu spät. Nicht einmal ihre Vergebung konnte er noch ersehen. Als er die Augen aufschlug, war ihr Geist entflohen. Nachdem die Mutter beerdigt, ging Karl — so hieß der Sohn — auf die Wanderschaft. Dem gegebenen Versprechen getreu, hatte er die Bibel mitgenommen, wenn es ihm auch etwas unbequem war, das ziemlich dicke Buch in seinem Felleisen mit sich zu führen. Ja, er trug es nicht bloß bei sich, sondern wenn er abends in die Herberge einkehrte, dann setzte er sich wohl an einen besonderen Tisch und begann in seiner Bibel zu lesen. Aber nicht lange währte es, da vernahm er die Spott- und Lasterreden seiner Mitgesellen. Karl konnte diesen Spott- und Schimpfreden nicht lange widerstehen und tat die Bibel beiseite. Ja, es fehlte nicht viel, so würde er sie für ein Spottgeld verkauft haben; aber er gedachte des Versprechens, das er seiner Mutter gegeben, und behielt die Bibel noch. Aus seinem Felleisen kam sie jedoch nie wieder zum Vorschein. Und mit dem Bibellesen war auch der schöne Anlauf zu Ende, den Karl genommen hatte. Er sank tiefer und tiefer.

Nach einem Jahr finden wir ihn in der großen Weltstadt

Hamburg. Eines Tages kommt er hier in einem wüsten Lokal ins Handgemenge mit einigen Kameraden. Lebensgefährlich verwundet wird er ins Hospital geschafft und gleichzeitig mit ihm ein anderer, der von einem hohen Gerüst gefallen ist und dabei sehr gefährliche Verletzungen davongetragen hat. Wochenlang schwebten die beiden zwischen Tod und Leben, bis endlich ihre natürliche Kraft, wie man zu sagen pflegt, den Sieg davontrug und die Gesundheit wiederkehrte. Da bringt der Krankenwärter alle ihre Sachen herbei, die mit Mühe aufgefunden und als die ihrigen erkannt worden sind. Hastig greift Karl nach seinem Felleisen, durchsucht es und findet nichts weiter darin als — die Bibel. Seine Barschaft hatten seine Kameraden, mit denen er sich in jenem Lokal geprügelt, an sich genommen und damit das Weite gesucht. Das fehlte auch noch. Gerade die Bibel hatte er behalten, die er so gern auf diese Weise los gewesen wäre. Mit einem Fluch warf er das teure Buch weit von sich. Erschreckt fährt sein Kamerad auf.

„Was wirfst du da weg?“ ruft er.

„Ach, nur meiner Mutter Bibel!“ erwidert jener in gottlosem Leichtfinn.

„Gib sie mir!“ bittet sein Leidensgefährte.

„Meinetwegen nimm den Plunder!“ entgegnete Karl.

Der Wärter reicht dem anderen die Bibel. Der fängt an zu lesen — und findet den Heiland.

Wer denkt hierbei nicht an die beiden Schächer am Kreuz?

Als die beiden Kranken genesen sind, werden sie aus dem Hospital entlassen. Karl geht zur See und sein Kamerad — ins Missionshaus nach Herrnhut.

Und wie war nun das Ende des unglücklichen Karl? — — — Folge mir nach der kalten Grönlands-Insel, an deren Westseite die Eskimos wohnen. Die Herrnhuter haben dort eine Missionsstation gegründet. Sie heißt „Lichtenfels“. Und Er, der nicht nur das Licht der Welt, sondern auch noch immer der Fels Seiner Kirche ist, hat sich zu ihrer Arbeit bekannt. Die armen Eskimos sind zu einer gläubigen Gemeinde versammelt. Eines Tages kommen sie vom Fischfang heim und gewahren, daß draußen unfern der Felsenriffe ein Walfischfänger mit dem Eise und dem Sturme kämpft. Sie eilen in das Missionshaus und erzählen es. Der Missionar eilt hinaus, und auf seine Mahnung wagen sich drei hinaus, um den Bedrängten als Lotsen zu dienen. Ihre Rettungs-

arbeit gelingt; nach vieler Mühe führen sie ihn in die sichere Bucht ein. Aber bei dem rasenden Sturme ist ein Matrose vom Mast heruntergestürzt und hat sich lebensgefährlich verletzt. Blutend liegt er auf dem Berdeck, und es scheint, daß jeder Augenblick der letzte ist. Die Eskimos tragen ihn ins Missionshaus. Er wird in das Bett des Missionars gelegt, der ihn leiblich und geistlich zu pflegen sucht. Aber von geistlicher Pflege will der Kranke nichts wissen: vom Heiland will er nichts hören. Da holt der Missionar seine Bibel hervor und will dem Sterbenden daraus vorlesen. Als er das Messingschloß öffnet, da richtet sich der Kranke mit aller seiner Kraft empor. Seine Augen werden größer und größer. Mit stierem Blick auf die Bibel ruft er endlich in gellendem Ton: „Weg mit dem Buche! Das ist mein Buch! Ich habe es verworfen; jetzt will ich es nicht mehr! Mutter! Du rufst; aber ich kann dich nicht mehr hören; — zu spät! — verloren!“

Und es war zu spät. Er sank in die Kissen zurück — und war nicht mehr!

Ach! so weit wir sehen und urteilen können, müssen wir sagen: „Es war zu spät.“ Denn die Heilige Schrift sagt uns deutlich, daß nach dem Tode das Gericht folgt. (Hebr. 9, 27.) Ernst ruft sie uns zu: „Heute, so ihr Seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!“ —

* * *

Was sagen meine jungen Leser und Leserinnen nun zu diesen Erzählungen und Zeugnissen von Mutterliebe und Mutterleid? —

Ich meine, ich höre alle, wie aus einem Munde rufen: „O wir lieben unsere Mutter und unseren Vater von Herzen.“ Aber beweist ihr das auch? Neulich las ich eine kleine Erzählung über den Beweis der wahren Mutterliebe. Sie sei euch hier wiedergegeben:

Wer liebte seine Mutter?

Die Sonne war untergegangen, und es war schon ganz finster geworden. Der Wind blies heftig. Eine liebende Mutter saß mit ihrer kleinen Familie im behaglich erwärmten Wohnzimmer. Willy, der Jüngste, obwohl schon acht Jahre alt, saß auf ihrem Schoß, Mathilde saß auf dem einen Arm ihres großen Lehnstuhls und Berthold auf dem anderen. Sie hatten beide ihre Köpfe gegen

die Schulter ihrer Mutter gelegt. Frik, der Älteste, saß auf einem Stuhl dicht neben ihr.

„Ich liebe dich so sehr,“ sagte Mathilde zu ihrer Mutter.

„Ich auch,“ „ich auch,“ „ich auch,“ riefen drei andere Stimmen.

„Ich liebe dich noch mehr als alle anderen,“ erwiderte Frik, „denn ich bin der Älteste und habe dich am längsten geliebt.“

„Ich liebe dich am meisten,“ sagte Mathilde, „denn ich bin doch dein einziges Töchterchen.“

„Ich liebe dich so sehr, daß, wenn ein Bär oder Löwe dich anfallen wollte, ich ihn totschießen würde,“ sagte Berthold.

„Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich dich liebe,“ sagte Willy, indem er seine beiden Arme um ihren Hals schlang und sie herzlich küßte.

„Ihr liebt mich, Kinder,“ sagte die Mutter. „Wißt ihr wirklich, was Liebe ist? Die Liebe sucht anderen immer eine Freude zu machen — auch wenn sie etwas Unangenehmes und Schweres dafür tun muß.“

Gerade in diesem Augenblick kam der Briefbote, und die Kinder liefen alle zur Tür, um zu sehen, was er brachte.

„Es ist ein Brief für mich,“ sagte die Mutter, während sie ihn öffnete. Und als sie ihn gelesen hatte, sagte sie: „Ich muß gleich eine Antwort schreiben, sodaß sie noch heute abend mit der Abendpost fortgeht. Wer will dann den Brief für mich zur Post bringen?“

Frik blickte zum Fenster hinaus. Seine Gummischuhe waren oben in seiner Stube, und er hatte noch fünf schwere Aufgaben zu rechnen. Warum konnte der Brief nicht bis zum anderen Morgen liegen bleiben? Er könnte ihn ja morgen in aller Frühe mitnehmen, wenn er zur Schule ging.

Berthold blickte ebenfalls zum Fenster hinaus. Wie dunkel war es doch. Er ängstigte sich, allein im Dunkeln auszugehen, er könnte ja einem „Bären“ begegnen.

Mathilde meinte, die Mutter könne es nicht von ihr verlangen, sie wäre ja das einzige Mädchen, da könnten ja Frik oder Berthold gehen.

Als nun die Mutter ihren Brief beendet hatte und aufblickte, um zu sehen, wer wohl gehen würde, sah sie Frik eifrig beim Schreiben, Berthold spielte, und Mathilde strickte an einer kleinen Puppenmütze. Nur Willy stand da, mit seinen Stiefeln angetan und mit einem großen Mantel, dessen Kragen er zum Schutze vor dem Regen hochgeschlagen hatte.

„Ich bin fertig, Mutter,“ sagte er.

„Aber Willy, bist du nicht bange, allein zu gehen?“ sagte die Mutter. „Es ist kalt und dunkel draußen.“

„Ich liebe dich, Mutter“ sagte er. „Ich will schnell laufen, und es wird mir schon nichts Schlimmes passieren.“

„Gut, du kannst gehen,“ sagte die Mutter. „Ich schaue dir aus dem Fenster nach. Ich weiß, wer mich heute abend wirklich liebt,“ fügte sie lächelnd hinzu. „Die Liebe sucht nicht das ihre, sie überwindet die Furcht, nicht wahr, Willy?“

Wem fallen da nicht die ernstesten Worte des Herrn Jesu ein: „Wenn jemand Mich liebt, so wird er Mein Wort halten.“ Und: „Wer Mich nicht liebt, hält Meine Worte nicht.“ (Joh. 14, 23. 24.) Der Gehorsam ist also der rechte Prüfstein unserer Liebe zu Gott und den Eltern. Wer Gott und den Eltern nicht gehorcht, dessen Liebe zu dem Herrn und zu Vater und Mutter ist nicht echt und wahr. Wollt ihr also den Segen Gottes über euch bringen, so übt Gehorsam. Folgt Seinem Worte und den Ermahnungen eurer euch liebenden, gottesfürchtigen Eltern.

Aber vielleicht hat so mancher meiner jungen Freunde schon trauernd am Grabe des teuren Vaters oder der guten Mutter gestanden, wie die Kinder auf dem letzten Bilde. Wie gut ist's dann, wenn solches Waisenkind sagen kann: „Hätten mein Vater und meine Mutter mich verlassen, so nähme doch der Herr (Jehova) mich auf.“ (Psalm 27, 10.) Und wie gut wiederum, daß der Herr selbst zu denen sagt, die Ihn von Herzen lieben und Ihm vertrauen und folgen: „Könnte auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über ihren Sohn? Sollten selbst diese vergessen, Ich werde deiner nicht vergessen. Siehe, in Meine beiden Handflächen habe Ich dich eingezeichnet.“ (Jes. 49, 15. 16.)

Ja, der Gläubige sieht in den durchbohrten Händen des Herrn, in Seinen Wundenmalen, die deutlichen Beweise Seiner ewigen Liebe zu uns; und wer sich in Aufrichtigkeit des Herzens vertrauensvoll in diese allmächtigen und treuen Hände legt und ihnen folgt, der ist für die ewige Herrlichkeit geborgen und für diese Erdenzeit glücklich und gesegnet. O möchten die ernstesten Worte gläubiger Väter und die Gebete treuer gläubiger Mütter noch viele Kinder, Jünglinge und Jungfrauen in die Ketterhände des Herrn Jesu und in die Vaterarme Gottes führen!

Aufgabe.



Wer von meinen jungen Freunden will seine Gedanken über diese Bild niederschreiben? Die Arbeit soll etwa 1—3 Seiten eines Schreibheftes füllen. Die beste Arbeit wird, so Gott will, in der nächsten „Jugendfreude“ veröffentlicht werden. Die Arbeit soll selbständig angefertigt und zugleich mit den Lösungen aller übrigen Aufgaben dieses Büchleins in einem dünnen Hefte bis Mai 1911 an den Herausgeber gesandt werden.

Kindesliebe.

Wir redeten bis jetzt miteinander von der Größe und dem Segen der Mutterliebe. Aber für die lieben jungen Freunde ist es wichtig, auch einige Beispiele von Kindesliebe zu hören.

1. Der alte Fingerhut.

Auf dem Schreibtische eines berühmten Gelehrten stand ein stählerner Fingerhut; recht abgenutzt und stellenweise ganz durchlöchert war er. Kein Mensch durfte das unscheinbare Ding berühren, und stand er je einmal nicht auf seinem Platz, so konnte der Herr Professor ernstlich böse werden. „Es ist eine Schrulle von ihm,“ dachten die Leute.

Der Gelehrte hatte die ganze Welt bereist, er war fleißiger Sammler; seltene Kunstschätze barg sein bescheidenes Heim. Der König, der ein kunstsinziger Fürst war, hatte davon gehört, und eines Tags besuchte er den Professor. Mehrere Herren vom Hofe begleiteten ihn, darunter auch ein junger Leutnant. „Was ist denn das für eine Karität?“ schnarrte der letztere, als er an den Schreibtisch des Gelehrten trat, spöttisch auf den Fingerhut deutend. Die Augen des Professors sprühten Blitze. „Lassen Sie den Fingerhut stehen!“ rief er in befehlendem Tone, dann, in milderem Tone sich an den König wendend, fügte er hinzu: „Ich besitze keinen größeren Schatz. Wenn dieser Fingerhut sprechen könnte, würde er eine rührende Geschichte von Mutterliebe und Muttertreue berichten.“ — „Bitte, erzählen Sie, lieber Professor!“ sagte der König, worauf jener begann: „Die Frau eines armen Dorfschullehrers verlor ihren Mann frühzeitig durch den Tod. Schon bei Lebzeiten des Familienoberhauptes war Schmalhans Küchenmeister gewesen, denn das Gehalt des Dorfschulmeisters war gering; es bestand größtenteils aus den von den Bauern gelieferten Lebensmitteln, und es waren drei Mitesser da, die nichts verdienten: zwei gesunde, kräftige Mädchen und ein schwächlicher Knabe, der häufig krank war. Nun hatte die Witwe kein Heim mehr, sie mußte das Schulhaus verlassen, und die Pension, die sie erhielt, war ganz gering. Da setzte sie sich hin und nähte Tag und Nacht, um Brot für sich und die Kinder zu schaffen. Sie ermöglichte es sogar, daß der Sohn studierte. Und die Frau, die das fertig brachte, war meine gute Mutter, Majestät. —

Darum hütete ich den durchlöchernten Fingerhut wie ein Heiligtum.“ Tränen standen in den Augen des Erzählers. „Wir haben es ihr nie vergelten können, was sie an uns getan hat,“ fuhr er mit bewegter Stimme fort; „als ich so weit war, daß ich Geld verdiente, starb sie.“

Einen Augenblicke herrschte Totenstille im Gemach, dann ergriff der König des Professors Hand und schüttelte sie herzlich. „Ich habe Sie immer sehr hochgeschätzt,“ sagte er, „jetzt habe ich Sie aufrichtig lieb gewonnen!“

2. Der Bauernsohn als Offizier.

Rittmeister Kurzhagen lebte zur Zeit Friedrichs des Großen. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges erwarteten ihn seine alten Eltern, arme Bauersleute, auf dem Markt; er sprang vom Pferd, umarmte und küßte sie. Dann mußten sie zu ihm ziehen und allezeit mit ihm essen, auch wenn er vornehme Gäste hatte, mochten die spotten oder nicht. General von Zietzen, der dies hörte, bat sich bei Kurzhagen zu Gaste. Diesmal wollten die Eltern nicht kommen. Doch Zietzen holte sie selber, ließ sie rechts und links von sich sitzen und brachte die Gesundheit des dankbaren Sohnes aus. Zietzen erzählte es gelegentlich dem Könige Friedrich II., der, um Kurzhagen zu prüfen, ihn einmal fragte, aus welchem Hause er stamme. „Ew. Majestät,“ antwortete er ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück teile, das ich Ew. Majestät verdanke!“

„So ist's recht,“ sagte der König erfreut, „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerter Mann; wer sie gering schätzt, verdient nicht geboren zu sein!“

3. Die goldene Dose.

Ein Oberst zeigte den Offizieren, die bei ihm speisten, bei Tisch eine neue, sehr schöne, goldene Dose. Nach einer Weile wollte er eine Prise Tabak nehmen, suchte in allen Taschen und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen Sie doch einmal nach, ob nicht etwa einer in Gedanken sie eingesteckt habe.“

Alle standen sogleich auf und wendeten die Taschen um, ohne daß die Dose zum Vorschein kam. Nur der Fähnrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen und sagte: „Ich wende meine

Taschen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Dose nicht habe, sei genug.“ Die Offiziere gingen kopfschüttelnd auseinander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am anderen Morgen ließ ihn der Oberst rufen und sprach: „Die Dose hat sich wieder gefunden. Es war in meiner Tasche eine Naht aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie Ihre Tasche nicht zeigen wollten, was doch alle übrigen Herren Offiziere getan haben?“

Der Fähnrich sprach: „Ihnen allein, Herr Oberst, will ich es gern bekennen. Meine Eltern sind arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold und esse mittags nichts Warmes. Als ich bei Ihnen eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche — und da hätte ich mich ja schämen müssen, wenn beim Umwenden der Tasche Brot und Wurst herausgefallen wäre.“

Der Oberst sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn! Damit Sie Ihre Eltern desto leichter unterstützen können, sollen Sie nun täglich bei mir speisen.“ Er lud alle Offiziere zu einem festlichen Gastmahle ein, bezeugte vor ihnen allen die Unschuld des Fähnrichs und überreichte ihm zum Beweise seiner Hochachtung die goldene Dose als Geschenk.

Nun noch aus allerjüngster Zeit eine Erzählung, die kürzlich in mehreren Zeitungen gestanden hat und auch bezeugt, daß der Herr noch die Kindesliebe belohnt.

Die belohnte Treue.

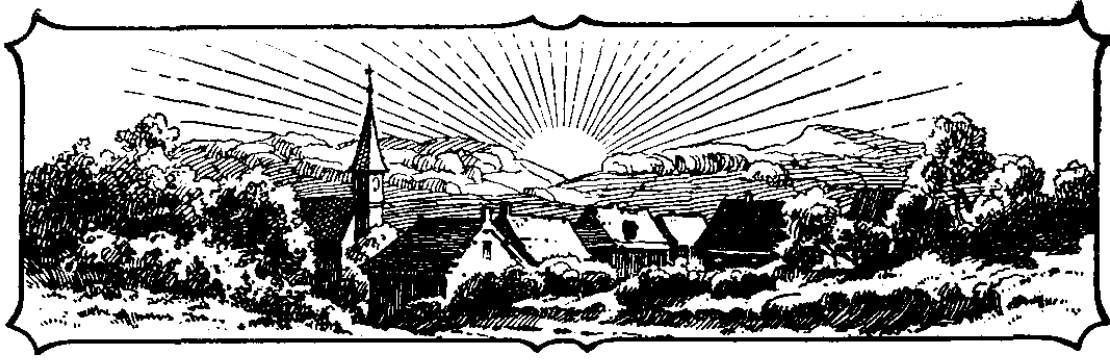
Vor einigen Monaten trat ein Knabe Michael Dunphy im Hotel Argonaut in San Franzisko eine Stellung als Page (Zimmerdiener) an. Er war Neuling, und die Kameraden nutzten die Unerfahrenheit des Jungen gründlich aus, ihm alle unangenehmen Geschäfte und Aufträge zu übertragen. Im Hotel wohnte damals eine alte Dame, Frau Potter aus Salem, Massachusetts; sie war bei der Dienerschaft wenig beliebt, denn sie war kränklich, mißgestimmt, zänkisch, und obendrein dafür bekannt, daß sie keine Trinkgelder gebe. Dem neuen Page übertrug man die undankbare Aufgabe, diesen Gast zu bedienen. Trotz aller Spötereien seiner Kollegen tat der junge Michael getreulich und frohen Mutes seine Pflicht und bediente die alte Dame so aufmerksam und willig, wie er es vermochte. Als im Juni dann Mrs. Potter

das Hotel verließ, war Michael Dunphy die Zielscheibe alles Spottes und Hohnes der Kameraden, denn die Dame schied, ohne ihrem Bedienten auch nur einen Pfennig Trinkgeld zu geben. Doch der Spott verstummte, als der junge Page drei Wochen später von der frankten alten Dame als Lohn für treue Pflichterfüllung einen Scheck (Bankschein) über 400 Mark bekam. Zwei Wochen später bekamen die Hoteldirektoren einen Brief von den Rechtsanwälten Brown und Carlisle aus Boston, in dem mitgeteilt wurde, daß Mrs. Potter gestorben sei und dem Hotelpagen Dunphy 10 000 Mark vermacht habe. Das Geld wurde dem übergliücklichen jungen Menschen sofort ausbezahlt; er verwandte es dazu, ein Stück Land zu kaufen, und traf Vorbereitungen zu dem Bau eines kleinen Hauses — für seine alten Eltern. — Mit dem Rest der Summe aber lud er seine Eltern zu einer kleinen Erholungsreise nach Denver. Die Hoteldirektoren erstatteten den Testamentsvollstreckern den gewünschten Bericht über die Verwendung des Legats. Darauf traf aus Boston die Nachricht ein, die von einer bisher geheim gehaltenen Bestimmung in dem Testamente von Mrs. Potter Kunde gab; die alte Dame hatte verfügt: Wenn Michael Dunphy das Geld gut und weise anlege, so soll er noch weitere 190 000 Mark erben. Nach dem Urteil der Testamentsvollstrecker hat der kleine Hotelpage die Bedingung erfüllt, und heute besitzt Michael Dunphy, dank seines Eifers und seiner Pflichttreue und vor allem dank seiner Kindesliebe, ein Vermögen von 200 000 Mark. —

Nun belohnt Gott zwar nicht in jedem Falle die Kindesliebe so auffallend mit irdischen Gütern, das wäre auch nicht immer gut, aber Er belohnt sie ganz gewiß. Wir lesen in Seinem Worte: „Ihr Kinder, gehorcht euren Eltern im Herrn, denn das ist recht. Ehre deinen Vater und deine Mutter, welches das erste Gebot mit Verheißung ist.“ —

Ein trauriges Kennzeichen der letzten bösen Zeit, in der wir leben, ist eben dies, daß so viele Kinder ihren Eltern ungehorsam werden und ihnen nicht die nötige Liebe und Ehre erweisen. Darum ist auch so viel Herzeleid bei den Eltern und so viel Strafgericht bei den Kindern. Und was wird erst das ewige Teil aller derer sein, die Gottes Wort und Gott selbst nicht unterwürdig sind! — Mögen meine jungen Freunde den Segen Gottes über sich bringen und Ihm und Seinem Worte folgen!





Der Brief der Mutter.

Ein Brief von meiner Mutter Hand,
 So liebevoll geschrieben!
 O diese Hand ist mir bekannt;
 Sie ist sich gleich geblieben.
 Ich fühl's, ich fühl's an diesem Zug,
 Daß stark ihr Herze für mich schlug.
 Mich dünkt, daß ihre Gluten
 Durch diese Zeilen fluten.

Was sie mir schreibt, bewahr ich fein,
 Bestrebt, danach zu handeln.
 Sie mahnt: „Gott soll dein Hüter sein,
 Vor Ihm mußt du stets wandeln.“
 O ihrer Briefe heil'ger Sinn
 Sei mir ein himmlischer Gewinn;
 Sie hat mir für mein Leben
 Den rechten Weg gegeben.

Drum will ich treu bis an mein Grab
 Die treue Mutter ehren.
 Höhnt mich die Welt, mir ist Gewinn,
 Mich an ihr Wort zu lehren.
 Was heil'ge Mutterliebe spricht,
 O solches Wort verhallet nicht,
 Es soll des Kindes Leben
 Als Engel mild umschweben.

f. B.



Rätsel.

Mit **S** beherrscht es Land und Meer,
 Bringt reiches Gut, dient dem Verkehr;
 Mit **W** beweist es sich im stillen
 Und sei regiert von Gottes Willen;
 Mit **M** bekommst du's aus dem Süden fern,
 Dir wohl bekannt durch seinen süßen Kern.

J. W.

Vom Honigvöglein und Honigseim.

Von Sch.-R. Prof. B. in Prag.

Sechszundvierzigmal kommt das Wort „Honig“ in der Bibel vor, und im 19. Psalm werden die Rechte Jehovas „süßer als Honig und Honigseim“ genannt. Auch in den ältesten Gesängen der Inder finden Biene und Honig rühmende Erwähnung; wie oft aber Kanaan in der Bibel das Land genannt wird, in welchem „Milch und Honig fließen“, das wißt ihr alle. Auch wurde schon vor tausenden von Jahren in Ägypten in der Hieroglyphen- (d. i. Bilder- und Zeichen-) Schrift der mächtige Pharao durch das Bild einer Biene dargestellt. Griechen wie Römer, Germanen wie Slawen haben mit Vorliebe die Biene als Haustier gezüchtet, und so spielt die Biene eine ganz ansehnliche Rolle in der Weltliteratur, Poesie und Kunst, ja ist innig verwachsen mit den volkstümlichen Sitten und Gebräuchen nicht nur unseres Volkes. Auch wird sie als herrliches Vorbild hingestellt für alle Tugenden des Fleißes, tapfern Mutes, selbstloser, opferfreudiger Hingabe, der Treue bis in den Tod für Königin und Volk, kurz, seit uralter Zeit bestehen reiche und vielseitige Beziehungen zwischen den Bienen und dem Menschengemüte.

Heute gibt es in Deutschland viel tausend Bienenzüchter, denen das Honigvöglein viel Vergnügen macht und oft große Honigtöpfe nebst mancher blanken Mark ins Haus bringt.

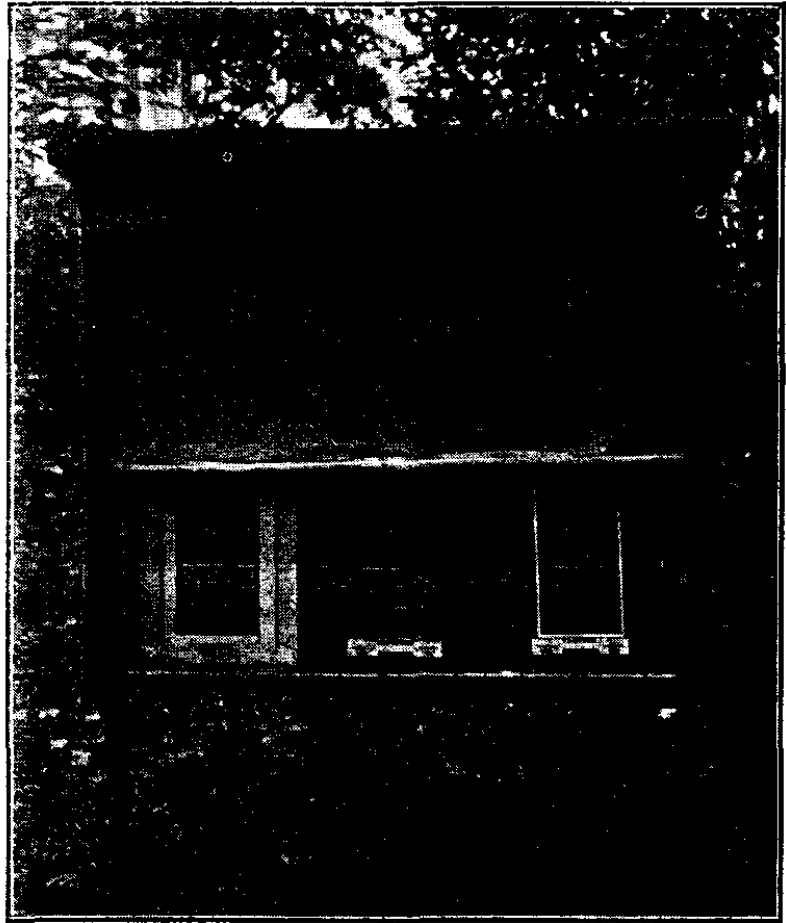
Wie köstlich schmeckt aber auch eine saftige Honigschnitte Zungen wie Alten, die Kinder weisen bei regelmäßigem Honiggenuß bald rote Wangen auf und bleiben vor mancherlei Krankheit, besonders des Halses, bewahrt. Ja, echter Bienenhonig (nicht Zucker- oder Tafelhonig und ähnliche Pantschereien) ist nicht nur eine feine Leckerei, er ist ebenso nahrhaft wie gesundheitsfördernd, als Hausmittel aber auch von Ärzten warm empfohlen, ein Blutbildner ersten Ranges, es hat ein Löffel Honig mehr Nährwert als ein Ei oder $\frac{1}{2}$ Liter Milch. Er enthält nicht nur den leicht verdaulichen Frucht- und Traubenzucker, sondern auch Eisen, Kalk und Nährsalze.

Und nun, meine lieben jungen Freunde, wollen wir einmal einen Blick tun in das merkwürdige Zauberschloß mit seinen zahlreichen Wundern und Geheimnissen, welches die Bienen bewohnen, in dem sie ihren kunstvollen Zellenbau aufführen, den goldnen

Honigschatz aufspeichern, ihre Nachkommen aufziehen, und das sie mit Heldenmut und Aufopferung ihres Lebens verteidigen.

Welche Wunder hat die schöpferische Allmacht und Weisheit Gottes in dem kleinen Bienenstocke aufgehäuft! Ehrfurchtsvoll und staunend stehen wir vor ihm, bewundern den Herrn und Seine Werke!

Da hausen in einem solchen Bienenstocke (Beute genannt) viele, oft bis 50 000 Bienen. Ob der Stock aus Stroh oder Holz gearbeitet, rund oder viereckig ist, tut wenig zur Sache; nur zieht man jetzt, außer etwa in der Lüneburger Heide, meist Bienenwohnungen mit beweglichem Baue vor, d. h. der Stock wird mit viereckigen Holzrähmchen ausgestattet, die nach Bedarf eingehängt und herausgenommen werden können, in welche die Bienen senkrecht und regelmäßig parallel ihre Waben aus Wachs bauen, das sie in kleinen Schüppchen an der Bauchseite ausschwitzen, also nicht etwa aus den Pflanzen eintragen.*)

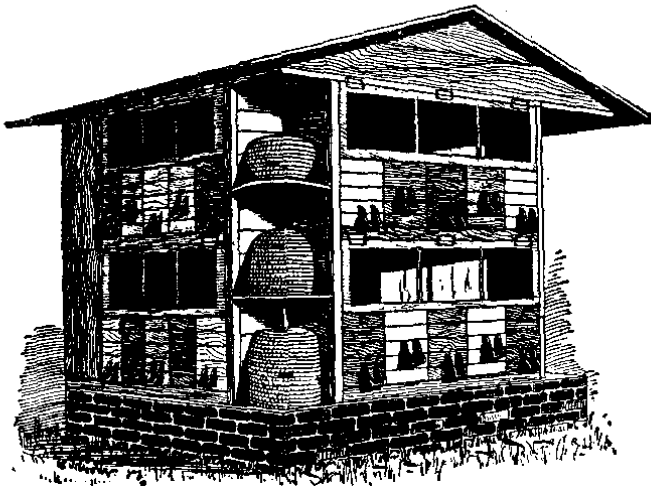


1. Ein moderner Bienenstand.

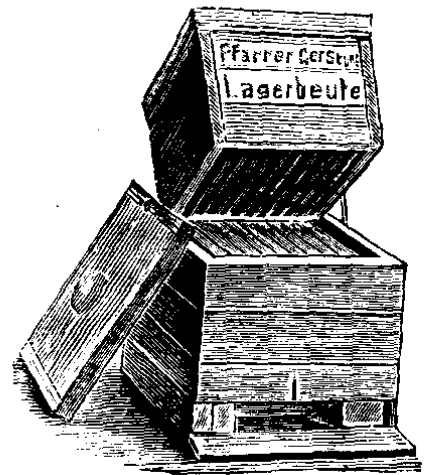
Jede solche Wabentafel hat mehrere tausend mathematisch genau und kunstvoll geformte Zellen, in welchen die Bienen den Honig

*) Die ersten drei Abbildungen zeigen euch einen modernen Bienenstock mit feinen Rähmchen, nach dem berühmten Bienenmeister Pfarrer Gerstung benannt, sowie die Aufstellung mehrerer solcher und anderer Stöcke im großen. Die Abbildungen sind dem vorzüglichen Werke Pfarrer Ludwigs-Jena „Unsere Bienen“ entnommen, das im Verlage der Buchhandlung F. Pfennigstorff-Berlin W. 57 erschienen ist.

auffspeichern, den sie als sogenannten „Nektar“ zahlreichen Blüten entnehmen, im Honigmagen verarbeiten und dann in die Zellen entleeren. Sind die Zellen voll des süßen Honigs, den die Bienen durch den Mund in kleinen Tropfen wieder aus dem Magen von sich geben, so werden sie mit einer zarten Wachdecke verschlossen. Ferner holen die Bienen den Pollen oder Blütenstaub, das „Bienenbrot“ in ihre Wohnungen. Beim Einsammeln desselben wälzen sie sich förmlich in ihm umher. An den feinen Härchen, mit denen ihr Leib, ihre Flügel und sogar ihre Augen bedeckt sind, bleibt der Blumen- oder Blütenstaub hängen, so daß sie wie gepudert aussehen. Hierauf streichen sie ihn mit ihren bürstenähnlichen Vorderfüßen ab, ballen ihn zu kleinen Kugel-



2. Bienenhaus.



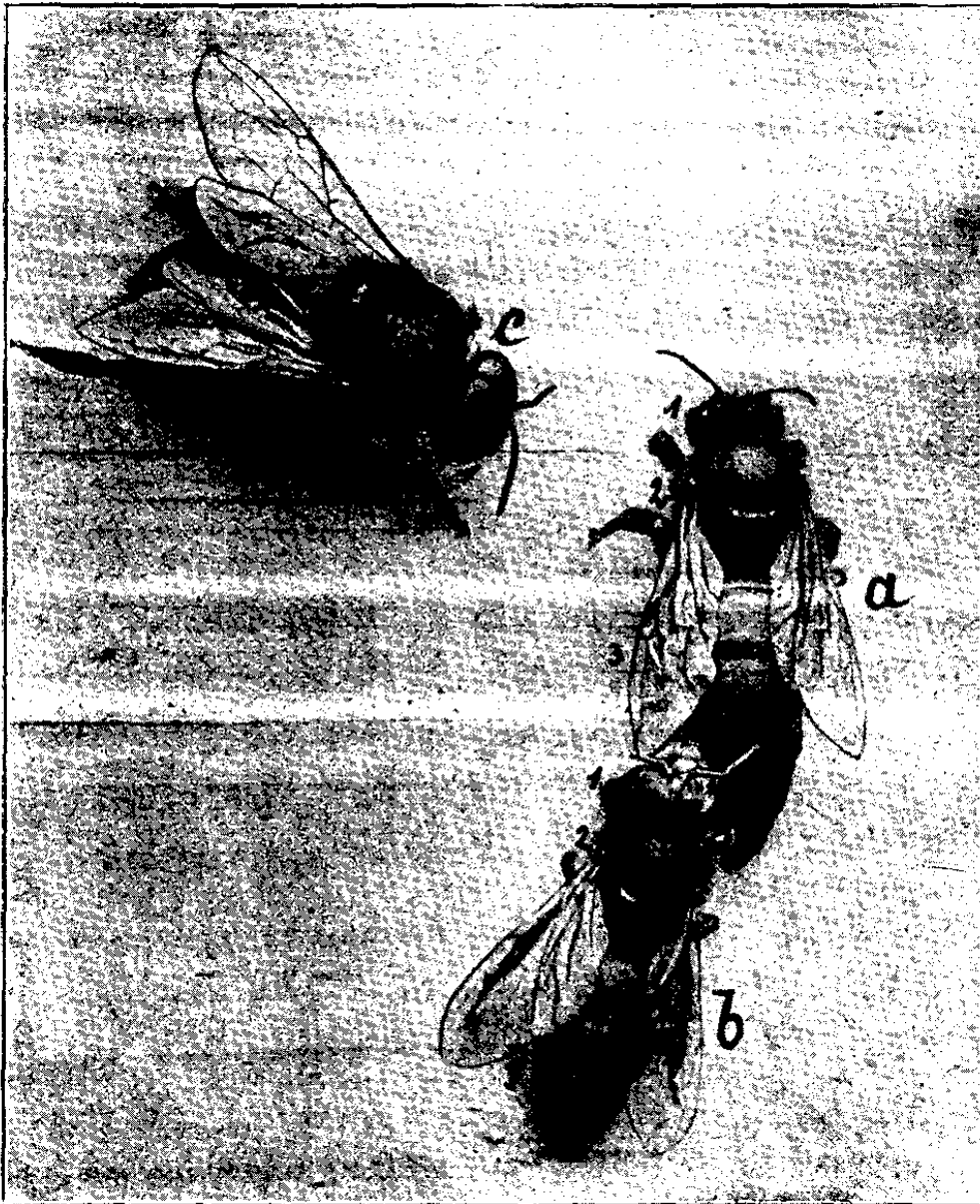
3. Bienenstöcke mit Rähmchen.

chen und bringen diese mit den mittleren Füßchen in die etwas ausgehöhlten Hinterschenkel oder „Körbchen“ (Grübchen). So gleichsam mit gelben, weißen oder roten Höschen bekleidet, fliegen sie nach ihren Wohnungen (Stöcken) und verzehren hier den gesammelten Blütenstaub, aus dem sie ihre Waben mit den vielen kunstgerechten sechseckigen Zellen bauen. Diese dienen aber nicht nur zur Aufnahme des Honigs, sondern auch als Wiegen für die Tausende von Bienenkindern.

Die Bienen gehören zu den Insekten oder Kerbtieren, deren Leib deutlich durch Kerben (Einschnitte) in drei Teile zerfällt und machen verschiedene Verwandlungen vom Ei zur Larve (Made), dann Puppe (Nymphe) bis zum entwickelten Insekte durch.

Jedes Bienenvolk besitzt nur ein vollkommen entwickeltes

Weibchen, die Königin, in früheren Zeiten der Weisel genannt, außerdem zahlreiche, nicht völlig ausgebildete Weibchen, die eigentlichen Arbeitsbienen, und während des Sommers auch eine Anzahl Männchen, die Drohnen. Da letztere während des Winters nur unnütze Fresser wären, werden sie im Herbst von



4. Bienen: a) Königin, b) Arbeitsbiene, c) Drohne.

den Arbeitsbienen getötet oder vertrieben, die Drohnenschlacht, und da sie selbst keinen Honig sammeln können, gehen sie bald elend zugrunde.

Die Königin zeichnet sich durch ihre Größe und Schlankheit der Gestalt vor allen anderen Bienen aus. Alle begegnen

ihr mit Ehrfurcht. Sie ist die Gebieterin und, da sie alle Eier legt, auch die gemeinschaftliche Mutter. Es wird nur eine geduldet. Gelangt eine fremde Königin in den Stock, so wird sie von dem Volke erstochen. Wird aber die alte Königin im Kampfe getötet, so huldigt das Volk der Siegerin. — Stirbt die Königin sonstwie, so trauern alle Bienen; und kann sie durch keine neue ersetzt werden, so hören alle Bienen auf zu arbeiten, zerstreuen sich und es ist um den ganzen Haushalt geschehen. Ein geheimer Naturtrieb sagt daher der Königin, wie wichtig ihr Leben für ihr Volk ist. Nie bedient sie sich ihres Stachels, mit dessen Verlust beim Stiche ihr Tod verbunden (wie das bei jeder Biene der Fall), leichtsinnig. — Die Drohnen (ihr Name von Dröhnen herkommend), die männlichen Bienen, sind ohne Stachel, Bürste und Grübchen und sind leicht erkennbar an ihren sehr großen Augen, die beinahe den ganzen Kopf einnehmen; sie bilden den Hofstaat der Königin, begleiten sie überallhin. In einem Stock von etwa 20 000 Bienen befinden sich vielleicht 1200 Drohnen.

In Abbildung 4 seht ihr die dreierlei Wesen des Bienenstaates abgebildet und erkennt wohl bei aufmerksamem Zusehen die äußeren wesentlichen Unterschiede. Nur die Königin und die Arbeitsbienen haben also den so gefürchteten Stachel, der mit einer Giftdrüse in Verbindung steht und ein winziges Tröpflein wirkliches Gift, nicht Ameisensäure, dem Schlangengifte ähnlich, in die Stichwunde führt. Trotzdem sind solche Stiche nur dann gefährlich, wenn sie empfindliche Stellen, wie etwa das Auge oder die Zunge (beim Honigessen) treffen oder in großer Zahl versetzt werden; dann freilich können selbst Pferde getötet werden. Einem wütenden Bienenschwarm hält niemand unverwahrt Stand; selbst kriegerische Truppen sind in alten Zeiten von der Belagerung mancher Orte dadurch abgeschreckt worden, daß man von den Mauern herab ganze Bienenstöcke auf sie warf. In neuerer Zeit wird von Ärzten der Bienenstich als Mittel gegen Rheumatismus und Gicht mit Erfolg angewandt.

Die Arbeitsbienen werden selten älter als sechs Monate, während die Königin oft ein Alter von drei Jahren erreicht.

Betrachten wir nun das Leben und Treiben eines Bienenvolkes etwas näher. — Den Winter über sitzen die Bienen still in einem kugelähnlichen Klumpen zusammengedrängt so eng als möglich in den Wabengassen unterhalb ihres Honigvorrats, die Königin sorgsam in ihrer Mitte behütend, und zehren von dem-

selben. Steigt die Sonne höher am Himmel herauf und verkünden Schneeglöckchen und Veilchen die Ankunft des Frühlings, da wird es auch im Bienenvolke lebendig. Da wird der Stock fein säuberlich ausgeputzt, die Arbeitsbienen fliegen aus nach Wasser, Blütenstaub, nehmen auch hie und da ein Tröpflein Nektar aus den noch spärlichen Blüten mit. Die Königin beginnt mit dem Eierlegen; in jede leere Zelle legt sie ein Ei, anfangs weniger, später oft über 2000 an einem Tage, an 100—200 000 während ihres Lebens. Je mehr Blüten die Natur spendet, desto mehr Honig wird eingetragen, teils verfüttert, teils oben im Stocke, im „Honigraume“, aufgespeichert. Glänzen die Waben goldig, dann hebt sie der „Bienenvater“ vorsichtig heraus, die Bienen mit etwas Rauch zurücktreibend, hängt sie in die Honigschleudermaschine, die, um ihre Achse gedreht, die Waben entleert und den ausgeschleuderten Honig (deshalb Schleuderhonig, der reinste und beste) in das untergestellte Gefäß abfließen läßt.

Mittlerweile aber regt sich der Vermehrungs- oder Schwarmtrieb des Bienenvolkes. Das Haus wird zu enge für die zahlreichen Bewohner, sie wollen Kolonien, einen oder mehrere Töchterstaaten gründen. Die Arbeitsbienen erziehen in größeren Zellen nicht nur Drohnen, sondern in besonders großen Zellen, Weiselwiegen, mit reichlicherem Futter einige junge Königinnen. Anfangs will die alte Königin diese Zellen zerstören und die Prinzessinnen töten; aber die Bienen verhindern solchen Mord und so zieht endlich die bisherige Alleinherrscherin mit ihrem Anhang, Drohnen und Arbeitsbienen, eines schönen Tages mit Saug und Braus aus dem Stocke, um einen neuen Staat zu gründen. Diesen „Schwarm“, der sich gewöhnlich an einem Baumaste anlegt, fängt der Bienenzüchter, auch Imker, von der „Imme“ (alter Name für Biene) genannt, ein und bringt ihn in eine bereit gehaltene leere Beute. Abb. 5 zeigt euch einen Imker mit dem Schwarm an einem abgeschnittenen Aste; freilich geht es dabei nicht immer so glatt ab, wie in diesem Falle. Oft erhebt sich auch der Schwarm und faust auf Nimmerwiederssehen durch die Lüfte auf und davon.

Mitunter wiederholt sich das Schwärmen bei einem Volke drei- bis viermal und dann muß der Bienenvater eingreifen, um die Kraft des Volkes vor Zersplitterung zu behüten. Denn nur starke Völker geben reichen Honigertrag, manches Volk bis achtzig Pfund und noch mehr in einem Sommer, wenn die Witterung günstig und reiche Blüentracht vorhanden ist. In nassen und

kalten Sommern ist oft gar kein Honigertrag zu erzielen, ja die Bienen müssen für die Überwinterung mit Zuckermilch gefüttert werden. Als Durchschnittsertragnis darf man wohl auf zehn Pfund (also zehn Mark) rechnen. Den meisten Honig spenden Ahorne, Kastanien, Akazien, Linden, Weißklee, Esparsette, Kaps, Hedrich, Heidekraut, zahlreiche Beerensträucher, Wiesenblumen und die meisten Obstbäume, in trockenen Sommern auch die Waldbäume.



5. Imker mit Bienenschwarm.

Nacht sich der Herbst, werden die Tage kürzer und kühler, dann finden die Bienlein wenig mehr in Feld und Flur; für den Wintervorrat ist gesorgt, bald wird es stille im Bienenstock, den der Imker wohl verwahrt hat, und während draußen Stürme toben und der Schnee weht, sitzen die Bienen in behaglicher Wärme um ihre Königin herum in den Wabengassen und warten des neuen Frühlings und fröhlicher Ostern.

So bietet das Bienenleben dem Beobachter viel Sehens- und Wissenswertes; und mit voller Berechtigung hat man von jeher die Biene als Sinnbild der Sparsamkeit, Ordnung, des Fleißes, der Treue, Kunstfertigkeit und des Heldennutes aufgestellt.

Ist aber schon der direkte Nutzen der Bienen aus ihrer Honig- und Wachsbereitung ein ganz bedeutender (Deutschland erzielt z. B. durchschnittlich 20 000 000 kg von 1½ Millionen Bienenstöcken und werden außerdem noch für viele Millionen Mark ausländische - (besonders amerikanische) Honige eingeführt und künstliche Honige hergestellt), so ist doch der indirekte Nutzen: die Befruchtung zahlreicher Pflanzen durch

die Bienen noch weit größer. Viele Pflanzen, besonders Obstarten, sind auf „Fremdbefruchtung“ angewiesen, d. h. der befruchtende Blütenstaub kann nur durch den Wind oder aber durch angelockte Insekten auf die Narben der Blüten übertragen werden. Und dabei spielen unsere Bienen eine Hauptrolle als Vermittler. An ihrem Haarkleide bleibt der Blütenstaub der eben besuchten Blüte haften und wird so auf die zunächst beslogene Blüte übertragen. Das ist besonders bei den Obstbäumen der Fall, die ohne Bienenbesuch nur wenige und meist verkrüppelte Früchte bringen. So trugen z. B. in Australien die dorthin verpflanzten europäischen Obstbäume trotz herrlicher Blüte anfangs sehr wenig Früchte, bis man den Grund dafür erkannte und aus Europa auch Bienen einführte, worauf reichlicher Ertrag der Obstbäume erfolgte. Auch zahlreiche Beerensträucher, Blumen und Feldpflanzen wie Raps, Mohn, Kümmel, Weißklee, Esparsette, Buchweizen u. a. geben ohne Befruchtung durch Bienen nur kümmerlichen Ertrag. Bedenkt man nun, daß Deutschland allein ca. 52 Millionen Apfelbäume, 25 Millionen Birn- und 22 Millionen Kirschenbäume besitzt, welche durchschnittlich ca. 83 Millionen Mark im Jahre eintragen, und daß unseren Bienen ein gut Teil dieser Einnahme zugeschrieben werden muß, so leuchtet der große indirekte Nutzen der Bienenzucht wohl von selbst ein.

Und welche Arbeitsleistung, Welch ein „Bienenfleiß“ ist da erforderlich! Nur ein Beispiel für viele: Die Biene trägt bei jedem Ausflug etwa 0,05 Gramm Nektar ein; folglich sind zu einem Pfunde Honig, bei dem etwa 55 Prozent an Wasser vom Nektar ausfallen, ca. 22 000 Ausflüge nötig. Und doch vermag ein gutes Volk abgesehen vom Pollensammeln und Wasserholen in zwei Wochen bei guter Tracht außer der verbrauchten Nahrung einen Zentner Honig aufzuspeichern.

Bis auf eine Stunde im Umkreis und noch weiter fliegt die Biene, und in schnurgerader Richtung findet sie ihren Weg in wunderbarer Weise wieder zurück in ihr Heim. Da wir wissen, wie schädlich Alkoholgenuß dem menschlichen Körper ist, so wollen wir den köstlichen Honig nicht erst zur Met- oder Honigweibereitung verwenden, obwohl er nach dieser Seite viel gerühmt wird und schon in alten Zeiten guten Ruf hatte. Dagegen findet der Honig auch in der Küche und Konditorei vielfache Verwendung zu mancherlei „Leckerli“ und Honigkuchen.

Aber auch sonst wirkt die Beschäftigung mit der Bienenzucht

günstig auf den Menschen ein. Sie ist gewiß eine edle Naturliebhaberei, welche Verstand, Gemüt und Willen in gleicher Weise bildet. Die Wunder des Bienenstockes lassen sich nicht mit dem Worte „Instinkt“ allein erklären oder mit dem Begriffe „Naturgesetz“. Hier erkennen wir deutlich, wie auch das Kleinste in der Natur durch ein großes, heiliges Gottesgesetz beherrscht und geordnet wird.

Die Biene lehrt uns aber auch, wie in jeder Gesamtheit, also auch in jedem Volke jedes einzelne Glied zum Wohle des Ganzen beizutragen und den ihm von Gott angewiesenen Platz in nützlicher, gewissenhafter Weise auszufüllen hat, wie jeder Stand und jeder Beruf opferfreudig Aufgaben und Pflichten zum Wohle des Ganzen zu erfüllen hat.

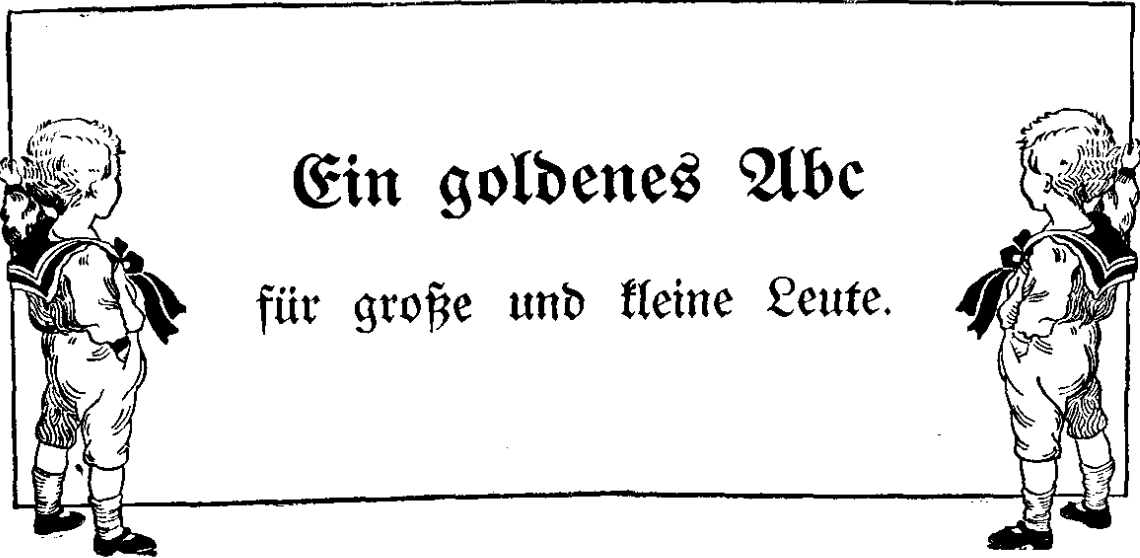
Ja, der Bienenstock ist eine Welt im Kleinen und gehört vor allem zu jenem „Gemachten“, von welchem der Apostel Paulus (Röm. 1, 20) sagt, daß Gott daraus von den Menschenkindern erkannt und verherrlicht werden sollte.



Fleiß.

Ein Römer hatte solch prachtvolles Korn auf seinen Äckern, daß ihn seine Nachbarn als einen Zauberer vor den Richter schleppten. Da zeigte sich aber, daß sein einziger Zauber großer Fleiß und Umsicht in seinen Geschäften war, worauf er freigesprochen wurde. — Ein kleiner Knabe, der in eine öffentliche Schule geschickt wurde, saß lange auf der letzten Bank der niedrigsten Klasse, aber durch anhaltenden eisernen Fleiß wurde er endlich der erste Schüler, der Stolz seiner Schule, und in späteren Jahren errichtete ihm sein Vaterland in Anerkennung seiner Verdienste ein Standbild. — Die Griechen schrieben an die Wand ihres Tempels zu Delphi den Spruch eines ihrer sieben Weisen: „Nichts ist dem Fleiß unmöglich.“ — Als John Elliot seine indianische Sprachlehre vollendet hatte, schrieb er einem Bekannten: „Strenge Arbeit, Fleiß, Ausdauer und Vertrauen auf Gott können miteinander vieles vollbringen.“





Ein goldenes Abc

für große und kleine Leute.

Arbeit, mit Gebet getan,
führt auf Gottes Segensbahn.

Beten, Singen wenig frommt,
wenn es nicht von Herzen kommt.

Christentum ist nur von Wert,
wenn's in Jesu Bild verklärt.

Dankbarkeit vergift die Welt;
wohl dem, der es anders hält.

Ehrlichkeit üß treu und schlicht;
unrecht Gut gedeihet nicht.

Frohsinn, heiter, klar und rein
ist der Jugend Sonnenschein.

Glück, das dir den Frieden bricht,
ist fürwahr das rechte nicht.

Höflichkeit sei deine Zier;
Grobe läßt man vor der Tür.

Jesus muß dein Heiland sein,
willst du in den Himmel ein.

Klugheit schätzt nach altem Brauch;
doch die Kindeseinfalt auch.

Liebe übe allezeit,
sie bleibt bis in Ewigkeit.

Mut, wenn er auf Gott vertraut,
Gottes Schuß und Segen schaut.

Nachsicht brauche zart und lind;
doch dir selbst sei streng gesinnt.

Ordnung übe spät und früh
und du sparst dir manche Müh'!

Pünktlichkeit an jedem Ort,
sei die Lösung immerfort.

Quellen, die die Welt dir beut,
Spenden nicht die wahre Freud'.

Ruhe und Besonnenheit
schlichtet manchen bösen Streit.

Sorgsamkeit im kleinsten Tun
läßt hernach dich sicher ruhn.

Treue sei zu aller Zeit
dir ein Schmuck und Ehrenkleid.

Umsicht und die rege Hand
gelten viel in jedem Land.

Vorsicht hält von Schaden fern,
birgt sich gern im Schutz des Herrn.

X mach niemand für ein A,
Gottes Segen fehlt dazu.

Wahrheit übe treu und gern,
sie ist aller Tugend Kern.

Zorn und Zank bringt Leid und Weh;
merk's als Schluß vom Abc.



Silbenrätsel.

Die 22 folgenden Silben sollen richtig geordnet 10 Worte ergeben, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen je einen bekannten gläubigen Diederdichter dir nennen:

be be da de der eu fas hor job kunst na
ni ni og ~~pe~~ phrat rho ten us ve ze zu.

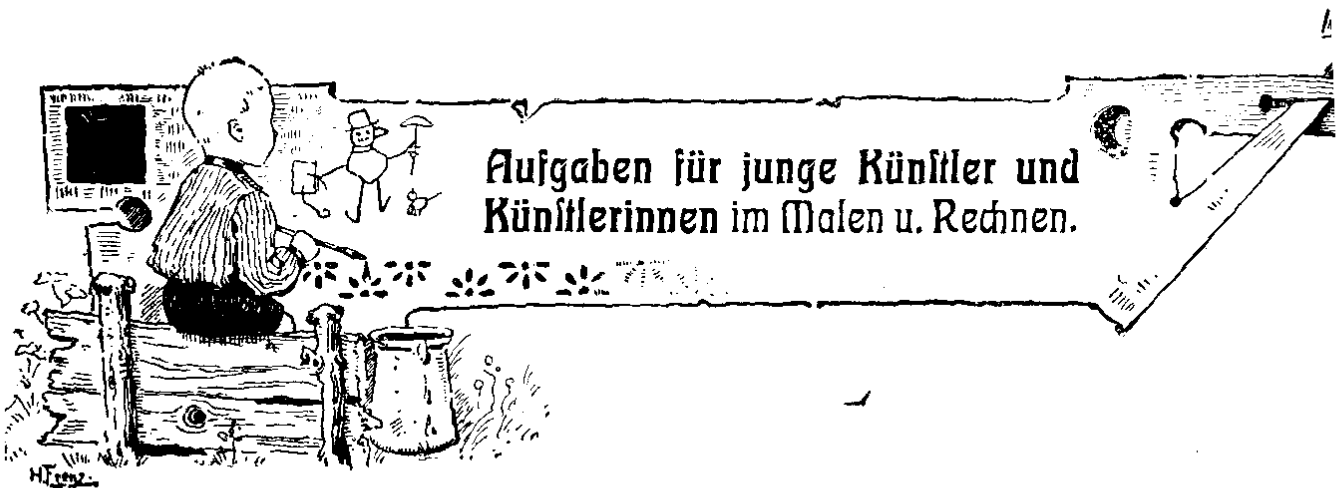
Die Bedeutung der zu bildenden 10 Worte:

1. eine uns verborgene Zeit,
2. eine durch eine Jüngerin bekannte Stadt,
3. der Großvater Abrahams,
4. der Vater eines Brüderpaares unter den Jüngern,
5. eines der vier großen Wasser Edens,
6. eine assyrische Stadt,
7. ein durch Pauli Reisen bekannter Ort,
8. ein Israel feindlicher König,
9. eine treue Magd im Neuen Testament,
10. eine in der Bibel gebotene leibliche Zucht.





Der Gang zur Schule.



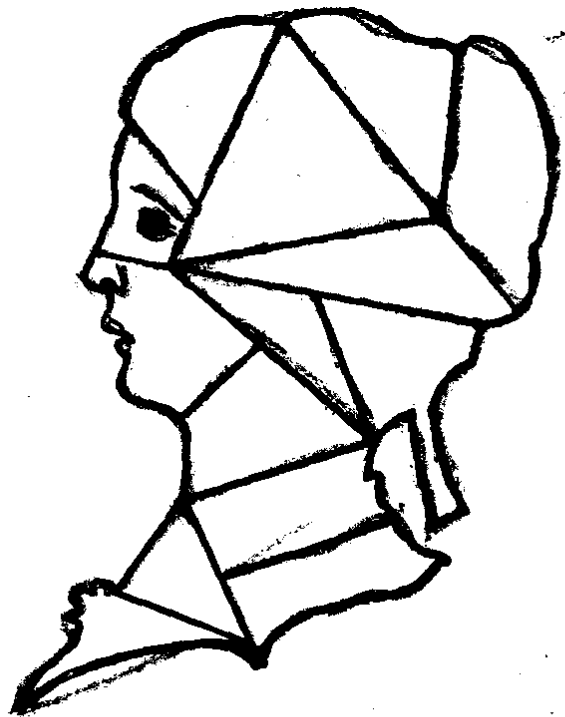
1.

Mal das umstehende Bild: „Der Gang zur Schule“ nach bestem Geschmack und Können.*)

2.

Zeichnet nebenstehenden Kopf mit verschiedenen Linien genau nach dem Bild. Übertrage ihn dann auf einseitig gefärbtes Laubsägeholz und säge ihn — erst rundum, alsdann in allen einzelnen Teilen — aus. Die 14 sich hieraus ergebenden Teilstückchen könnt ihr einem noch Uneingeweihten mit der Bitte vorlegen, eine Kopfform zusammenzustellen. Diese Aufgabe wird den meisten ziemlich schwierig erscheinen.

D. P.



3. Magisches Zahlenquadrat.

27		
	12	

Die sieben Zahlen 17 22 32 37 42 47 52 sind in die leeren Felder des Quadrats so einzutragen, daß die Summe der drei Zahlen in jeder wagrechten, in jeder senkrechten und in jeder der beiden diagonalen Reihen 96 beträgt.

*) Diese Seite soll aber nicht etwa des Bildes wegen aus dem Buchlein genommen und mir zugesandt werden! Der Herausgeber.



Ritter und Helden.

Der jugendliche „Ritter hoch zu Roß“, der in seiner Stahlrüstung mit Lanze und Schwert und wallendem Busche auf dem blanken Helm daherstürmt, dabei so ernst und gedankenvoll ins Leben schaut, flößt meinen jungen Freunden gewiß alle Achtung ein. Aber wo ist der Kampf, zu dem sein schnaubendes Roß ihn in Eile trägt? Wo sind die Feinde, die er niederwerfen will? Ihr sollt es hören.

Die Zeiten der mittelalterlichen Ritter und ihrer Tourniere und Kämpfe sind vorüber, ihre Burgen liegen darnieder, aber nie haben wir mehr wahre Ritter und Helden unter jung und alt nötig gehabt als heute. „Der alte böse Feind mit Ernst er es jetzt meint, groß' Macht und viel List sein' grausam' Rüstung ist, auf Erden ist nicht seines gleichen.“

Der größte Kampf in der Welt war stets der zwischen Licht und Finsternis, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen dem Guten und dem Bösen, in letzter Linie zwischen Gott und Satan. Und das Böse ist nicht nur um uns her, es ist in uns, in unserem eigenen Herzen. Wer in diesem großen Kampfe nicht unterliegen, vielmehr frei werden und ein Streiter Gottes sein



Ein geharnischter junger Ritter.

möchte, der muß auf Gottes Stimme hören, sein Herz dem Heiland weihen, d. h. es Ihm im Glauben übergeben, daß Er es durch Sein Wort reinige und durch Seinen Geist dort Wohnung

make. So kann er auch als guter Streiter und Ritter die blanke Waffenrüstung Gottes tragen, welche uns im Epheserbriefer, im letzten Kapitel, genannt ist.

Laßt mich euch nun aus alter und neuer Zeit einige solcher Ritter nennen, die schon in jungen Jahren auf Gottes Seite traten und Ihm inmitten einer dunklen Umgebung dienten.

Joseph

sei zuerst genannt. Ihr kennt seine schöne Geschichte gut; ich habe nicht nötig, sie euch zu erzählen. Seine Brüder wandelten in manchen Dingen, die nicht gut waren, er aber war gottesfürchtig und mied das Böse. Und wenn er seinem Vater Jakob mitteilte, was die Brüder Böses verübten, so geschah es nicht aus Klatschsucht, damit er Lob, seine Brüder aber Strafe empfangen, sondern um die Brüder auf den rechten Weg zu bringen. — Auch in Ägypten, wohin seine Brüder ihn aus Neid verkauften, war der Jüngling Joseph ein „Ritter ohne Furcht und Tadel“. Er sagte dort, als er der Sünde Knecht werden sollte: „Wie sollte ich ein so großes Übel tun und wider Gott sündigen?“

Ihr wißt auch, wie Gott zuletzt seine Treue reichlich belohnt und ihn zum Herrn des ganzen Landes Ägypten gemacht hat, daß er auch der Retter des Landes und seiner eigenen Brüder und seines eigenen Vaters in großer Hungersnot geworden ist.

Der zweite jugendliche Ritter, den ich euch aus alter Zeit nennen will, ist

Samuel.

Schaut auch den kleinen zarten Knaben an auf dem umstehenden Bilde! Wie schüchtern steht der kleine Bursche neben seiner Mutter, die in Begleitung ihres Mannes ihn zu dem Hohenpriester Eli bringt. Aber in das Herz des kleinen Knaben, der sich an seine Mutter zu klammern scheint, ist von dieser die Furcht des Herrn gepflanzt worden, welche der Weisheit Anfang ist. Und weil Gottesfurcht in seinem Herzen war, hat der kleine Samuel sich nicht vor den bösen Buben Elis gefürchtet, unter denen ihn seine Mutter mit besorgtem Herzen zurücklassen mußte, d. h. er hat sich nicht von ihnen etwa einschüchtern lassen, um mit ihnen das Böse zu tun. Er blieb ritterlich standhaft, betete zu Gott und wandelte vor Ihm in Reinheit des Lebens. Auch er ist

wie Joseph ein tüchtiger, gesegneter Mann geworden, ein mackerer Richter in Israel. Nun nennen wir

Daniel.

Wohl ebenso bekannt wie die Geschichte Samuels ist auch die von Daniel und seinen drei Freunden. Sie waren Knaben oder Jünglinge, als Israel wegen seiner Untreue von dem heidnischen Könige Nebukadnezar gefangen weggeführt wurde nach Babel. Der heidnische

König verlangte, daß einige vornehme israelitische Jünglinge ausgewählt würden, um in seinen Dienst zu treten. Die Wahl fiel auf Daniel und seine Freunde, die nun am heidnischen Königshof erzogen wurden. Nun hätten sie hier mancherlei Speisen essen müssen, die nach dem Gesetze, das Gott den Juden gegeben hatte, unrein waren. Aber Daniel und seine drei Freunde waren drei echte Ritter, auch ohne Rüstung aus blankem Stahl und ohne Schild und Schwert: sie nahmen sich in ihrem Herzen vor, sich nicht zu verunreinigen. Sie wollten Gott treu bleiben.

Und ihr wißt, wie Gott ihnen Gunst gab in den Augen des Hofbeamten, unter dessen Hut und Pflege sie waren, so daß sie nicht nötig hatten, die verbotenen heidnischen Speisen zu essen. Ihr wißt ferner, wie Gott diesen vier treuen Jünglingen Weisheit schenkte und Verstand, so daß sie vom König ausgezeichnet wurden und später alle hohe Stellungen erlangten, große Staatsmänner wurden, Daniel sogar Kanzler des Reichs. Aber auch auf diesen hohen Posten blieben sie Gott treu, sie



Wie der Knabe Samuel zu Eli gebracht wird.

ließen sich eher in den feurigen Ofen und in die Löwengrube werfen, als daß sie von Gottes Wegen gewichen wären; und Gott rettete sie aus dem Feuerofen und aus der Löwengrube. So hat es zu allen Zeiten Ritter gegeben, jung und alt, die mit



Daniel und seine drei Freunde vor dem König.

unerschrockenem Mute festgehalten haben an Gott und Seinem Worte. Sie waren echte Ritter, deren Tapferkeit im Kampf wider die Sünde weit mehr Wert hatte, als jede Tapferkeit gegen Löwen und Drachen oder andere Ritter.

Auch aus der Neuzeit, da die Sünde und der Unglaube, welcher

Gott und Sein Wort leugnet, so mächtig sind, gibt es manche treue jugendliche Ritter. Ich könnte euch erzählen, wie Knaben und Mädchen in China sich von den Boxern und in Armenien von den Türken lieber grausam hinhorden ließen, als daß sie den Heiland verleugnet hätten. Ich könnte euch von Knaben und Mädchen berichten, die unter ihren Schulkameraden lieber Schmach getragen haben oder noch tragen, als daß sie böse Wege gingen und unerlaubte Dinge tun. Von jungen und alten Fabrikarbeitern und -arbeiterinnen könnte ich euch berichten, die in der Fabrik, und von Rekruten und Soldaten, die in der Kaserne wie treue Ritter für die Wahrheit und alles Gute streiten und, wo's nötig war, auch gelitten haben oder noch dort streiten und feststehen zur Ehre Gottes.

Heute will ich euch nur erzählen, wie ein Mann, der jetzt ein reicher, angesehenener Großkaufmann ist, als Jüngling ritterlich dem Bösen im Verborgenen Widerstand geleistet und gesiegt hat.

Der jugendliche Sieger.

„Als ich ungefähr 18 Jahre alt war, erhielt ich eine Stelle als Kommiss bei einem Kaufmann in der Stadt. Mein Prinzipal war streng und genau, er kannte meine Armut und zog leider Vorteil daraus. Er bezahlte mir kaum soviel, als ich zu meinem Lebensunterhalt nötig hatte, wodurch es mir unmöglich wurde, irgend etwas zu tun, um die traurige Lage meiner Eltern zu erleichtern, deren Glend ich täglich vor Augen hatte. Ich war sehr mutlos darüber, aber durch die Gnade Gottes trieb mich mein Kummer in die Arme des Herrn Jesu, durch den ich Frieden fand. Aber wehe tat es mir, daß meine Eltern noch ohne Gott in der Welt lebten, und meine „neuaufgefundene Religion“, wie sie dieselbe aus Spott oder Unwissenheit nannten, mich beinahe zu einem unwillkommenen Hausgenossen machte. Dazu erkrankte mein Vater plötzlich, wodurch die Hilfsmittel zur Erhaltung unserer Familie auf einmal ganz abgeschnitten waren, mit Ausnahme des Wenigen, was ich imstande war beizutragen, um die bitterste Not fernzuhalten.

Unter solchen traurigen Verhältnissen ging ich eines Morgens äußerst niedergeschlagen an meine tägliche Beschäftigung. Des Nachmittags überreichte mir mein Prinzipal einige Rechnungen mit dem Auftrage, sie zu bezahlen. In tiefe Gedanken versunken

nahm ich die Rechnungen und das Geld hin, und machte mich damit auf den Weg. Ich ging von Haus zu Haus und bezahlte die Rechnungen, bis ich endlich am letzten Hause zu meiner größten Verwunderung entdeckte, daß fünfzig Taler (150 Mark) mehr übrig waren, als ich haben mußte.

So trat ich den Weg nach dem Hause meiner Eltern an, wo ich leider bei dem Eintritt etwas vorfand, was ich längst befürchtet hatte.

Der Hauswirt hatte seine Drohung, uns wegen der rückständigen Miete zu pfänden, zur Ausführung gebracht, und ein Gerichtsdienner war bereits mit der Pfändung der verschiedenen Sachen beschäftigt. Mein kranker Vater, meine bekümmerte Mutter, meine halbnackten und verhungerten Geschwister standen herum, ein jammervolles Bild des Glends. Selbst der Gerichtsdienner, der doch an solche Szenen des Glends gewöhnt war, schien gerührt zu sein, denn er zog mich auf die Seite und sagte: „Das ist ein trauriges Geschäft für mich. Es ist schlimm, daß die Sachen gepfändet werden sollen, da es sich nur um den Betrag von vierzig Talern handelt.“

Vierzig Taler, während ich in diesem Augenblick fünfzig Taler in der Tasche hatte, die mir wahrscheinlich nie abgefordert wurden, denn mein Prinzipal war in Geldsachen äußerst nachlässig! Ich gab dem Gerichtsdienner keine Antwort, sondern nahm ein Licht und eilte auf meine Schlafkammer, während ich die Tür hinter mir verschloß. Hier fiel ich auf die Kniee und versuchte zu beten, aber es war, als ob ich in dieser Prüfungsstunde kein Gebet äußern, ja nicht einmal meine Gedanken sammeln könnte. Ich stand von den Knieen auf und schritt qualvoll im Zimmer auf und ab. „Warum kann ich diese fünfzig Taler nicht nehmen?“ sagte ich zu mir selbst. „Mein Herr ist ein reicher Mann, er ist nachlässig und wird diesen Betrag niemals vermissen, und er ist auch ungerecht, weil er mir stets zu geringen Lohn gegeben hat. Wer weiß, ob dieses Geld mir nicht von Gott geschickt ist!“

Dieser Gedanke leuchtete mir ein, und — wenn Gottes Gnade mich in diesem Augenblick nicht bewahrt hätte, so würde ich ohne Zweifel der Versuchung zum Opfer gefallen und ein Betrüger geworden sein. Schon war ich im Begriff, das Geld meinen betäubten Eltern zu bringen, als mein Blick auf meine Bibel fiel. Ich schlug sie auf und las: „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet. Niemand sage, wenn er versucht

wird, daß er von Gott versucht werde. Denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen, er versucht niemand. Sondern ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird.“ (Jak. 1, 12—14.) Es lief mir eiskalt den Rücken herab, als ich das las. Ich fiel auf meine Kniee, um zu beten. Mir war es, wie es im Psalm heißt: „Meine Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers; der Strick ist zerrissen und ich bin frei.“ Ich ging wieder zu meinen Eltern. Mein Vater saß in einem Lehnstuhl, und ich sagte ihm einige Worte des Trostes; dann ging ich, um uns für die zehn Silbergroschen, die mir noch übrig waren, Brot zu kaufen.

Mit dem Fünzigtalerschein in der Tasche kam ich am anderen Morgen in das Geschäft. Mein Chef saß schon eifrig schreibend am Pulte. „Ich habe hier die bezahlten Rechnungen,“ sagte ich. „Gut, legen Sie sie auf den Tisch,“ antwortete er. „Nun, worauf warten Sie?“ fragte er mich, als ich noch vor ihm stehen blieb. „Ich wünschte, daß Sie die Rechnungen nachsähen, ob alles in Ordnung ist,“ erwiderte ich. Er nahm sie zur Hand, warf einen flüchtigen Blick darauf und sagte: „Gehen Sie an Ihre Arbeit.“ Ich blieb bei ihm stehen und entgegnete: „Sie haben mir gestern fünfzig Taler zuviel mitgegeben,“ und legte das Geld auf den Tisch. Indem ich das sagte, nahm ich einen eigentümlichen Ausdruck in seinen Mienen wahr, der sich aber bald wieder verlor. „Gut,“ versetzte er, „lassen Sie es da liegen.“

Als ich dann während der Mittagszeit mit leerem Magen durch die Straßen ging, faßte mich jemand plötzlich beim Arme. Es war der Herr, bei dem ich am Abend vorher die letzte Rechnung bezahlt hatte. Sein Name war Bürger. „Haben Sie schon gegessen?“ fragte er mich. Ich stotterte, daß ich nicht die Absicht gehabt hätte, an diesem Tag zu speisen. „Meine Absicht aber ist es; und da ich einige Worte mit Ihnen zu sprechen habe, so müssen Sie mich begleiten,“ und damit führte er mich in ein Speisehaus, wo wir uns zu einem einfachen Mittagmahl zusammensetzten und er mir mitteilte, wie ihm am Abend meine große Aufregung aufgefallen sei und er vermutet habe, daß ich im Begriff stände, ein Unrecht zu tun, wie er mir dann nachgegangen und vor meinem Hause gewartet habe, bis er gesehen, daß ich spät abends in einem Bäckerladen Brot kaufte. Von dem Bäcker habe er meine und meiner Eltern traurige Lage erfahren. Da habe ihn die Furcht erfaßt, die Not würde mich endlich zu

einer bösen That zwingen, wenn Gottes Hilfe nicht ins Mittel trete. „Wissen Sie, junger Mann,“ fuhr er fort, „was ich nun für Sie tat?“ Ich schüttelte mit dem Kopf. „Ich ging in mein Zimmer und betete für Sie, daß Ihr Glaube nicht aufhöre.“ — „Sie beteten für mich?“ antwortete ich und brach in Tränen aus. „Ja, das tat ich,“ antwortete er, „Christen sollen stets für einander beten. Aber ich habe Ihnen noch weiteres mitzuteilen. Ich ging diesen Morgen nach der Wohnung Ihrer Eltern und dann zu dem Hauswirt und habe ihn überredet, die Pfändung noch vierzehn Tage aufzuschieben. Und nun, wieviel Gehalt bekommen Sie von Ihrem Chef?“ Ich teilte es ihm mit. Er war erstaunt über den geringen Gehalt. „Wollen Sie nicht eine Stelle in meinem Geschäft mit dem doppelten Gehalt annehmen?“ fragte er dann. Wie groß meine Freude darüber war, brauche ich nicht zu sagen. Herr Bürger besann sich einen Augenblick. „Bis jetzt habe ich mich noch niemals in eine Angelegenheit zwischen einem Prinzipal und Angestellten gemischt,“ sagte er; „aber dies ist ein Fall, der eine Dazwischenkunft rechtfertigt. „Warten Sie hier, bis ich wiederkomme.“ Mit diesen Worten verließ er mich. In einer Stunde kam er wieder. „Sie brauchen in Ihr bisheriges Geschäft gar nicht wieder zu gehen. Ihr Chef will Ihnen die Kündigungszeit erlassen. Von morgen ab haben Sie bei mir Arbeit.“ —

Und ich fand nicht nur Arbeit hier, sondern auch den Segen des Herrn, der sichtlich mit mir war und mich bis heute gnädig geleitet hat.“

Nun, ihr lieben jungen Freunde, möchtet ihr nicht auch Ritter sein, die mit blankem Schild und dem Schwerte des Geistes und rechtem Mut sich zum Herrn und Heiland bekennen, die treu Gottes Wege gehen, was immer auch Spötter und Sünder dazu sagen mögen? — Ja, wenn euch eine Versuchung naht in Bedrängnis und Not, so horcht nicht auf Satans Rat, um euch durch Lug und Trug und Unehrllichkeit selbst zu helfen. Gott kennt stets eure Lage. Zu Ihm nehmt in Gebet und Ausharren eure Zuflucht, und Er wird euch zur rechten Stunde Seine Hilfe senden, euch befreien und sich verherrlichen.



Des Christen hoher Sinn.

Jedes Buch, das der Menge gefällt,
Ist es sündig — ich will's nicht genießen.
Jedes Gespräch, das schwirrt durch die Welt,
Ist es sündig — mein Ohr soll sich schließen.
Jedes Ziel, das gern ich erreicht,
Ist es sündig — ich will's nicht erjagen.
Jede Freude, die lockend sich zeigt,
Ist sie sündig — so heißt es entsagen.
Jede Regung, die harmlos man nennt,
Ist sie sündig — mir ziemt's, sie zu dämpfen.
Jeder Wunsch, der in Tausenden brennt,
Ist er sündig — ich muß ihn bekämpfen.
Jedes Wort, bevor es entflieht,
Ist es sündig — ich soll's unterdrücken.
Jeder Gedanke, der still mich durchzieht,
Ist er sündig — so gilt's, ihn ersticken. —
Dies Verzeichnis schrieb mein Gewissen;
Gott erhalt' es mir unzerrissen!

(Stephanie v. Goslar.)



Silbenrätsel.

Sie	Lie	zu	fen	daß	ein	Sohn	ge	auf	durch
wir	rin	be	uns	bart	Gott	ge	in	sandt	daß
le	Ihn	ist	Got	ge	wor	Sei	bor	die	hat
möcht	ben	ten	die	tes	of	den	nen	nen	Welt

Setze diese Silben so zusammen, bis du einen Vers aus dem vierten Kapitel im ersten Briefe des Johannes erhältst. S. W.



Die Predigt im Walde.

Als unser Herr und Heiland auf Erden war, da hat Er nicht nur in den Synagogen gepredigt und gelehrt oder in den Seitenhallen des Tempels zu Jerusalem, sondern mehr noch unter freiem Himmel, bald auf einem Berge, bald am Meer, bald in der Wüste, oder auch wenn Er durch die Saaten ging. Das teure Wort Gottes ist ja überall mächtig und gesegnet, wenn es nur in der Kraft des Heiligen Geistes verkündigt wird.

Gott hat zwei große Bücher, durch die Er zu den Menschen redet. Das eine Buch ist die herrliche Schöpfung: der Sternenhimmel über uns und die Wunder der Natur um uns her. Hier predigt uns Gott Seine Größe, Seine Allmacht und Weisheit, oft gerade im Kleinen,*) sodas in der That nur der Tor sagen kann: „Es ist kein Gott!“ Anders spricht der Verständige und Gläubige. Im Blick auf den herrlichen Sternenhimmel mit Sonne, Mond und den unzählbaren Sternen ruft er mit dem Psalmisten voll Bewunderung: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes und die Ausdehnung (das Firmament) verkündet Seiner Hände Werk!“ (Psalm 19.)

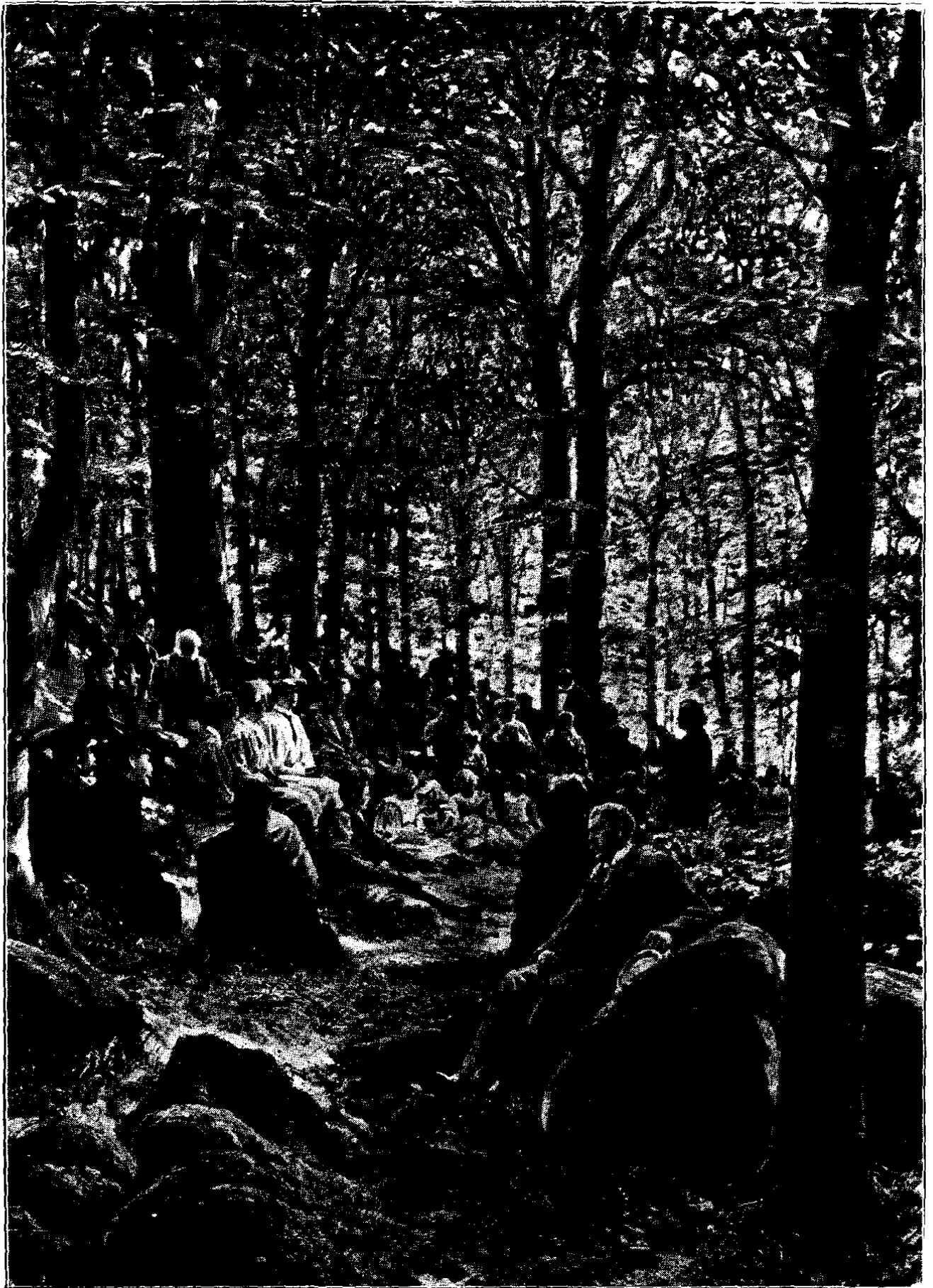
In dem gleichen Psalm, der also mit einem Lob auf die Schöpfung Gottes beginnt, durch welches uns Gott Sein Dasein und Seine Macht bezeugt, lesen wir dann weiter, wie herrlich und kostbar die Bibel ist, das zweite Buch Gottes, Sein Wort, durch das Er uns Seine ewige Wahrheit kundtut, uns unsere Verirrungen aufdeckt und zugleich uns weise macht zur Seligkeit. —

Auf nebenstehendem Bilde schaut ihr eine Schar andächtiger Zuhörer, die in einer Versammlung im Walde auf die Predigt des Wortes Gottes lauscht. Inmitten der Bäume, die mit ihren schlanken Stämmen zur Sonne streben, hören sie das teure, seligmachende Evangelium von Gottes Liebe und Heil.

Möge das helle Licht der Schöpfung und der ausgestreute lebendige Same des Wortes Gottes auf guten Boden fallen, und möge Licht und Leben, diese herrlichen Gaben Gottes, jedes Herz, das auf Seine Zeugnisse achtet, beglücken zum ewigen Heil!

*) Im botanischen Garten der Universitätsstadt Marburg steht ein Lehrgebäude für die Studenten der Naturgeschichte. Ein gläubiger Professor ließ in goldenen Buchstaben über die Eingangstür die Worte schreiben: „In minimis Deus maximus“: „In den kleinsten Dingen ist Gott am größten.“





Predigt im Walde.

Gottes Größe im Kleinen.*)

Auch das Kleinste, Unbedeutendste in der Schöpfung ist ein Abglanz von Gottes Größe und Herrlichkeit. Ja, gerade das unbedeutend Scheinende ist oft von größter Bedeutung und Ursache unermesslicher Wirkungen.

Der Magnet ist ein gewöhnliches Eisenerz von aschgrauer Farbe; er glänzt nicht wie Gold und Silber, er ist nicht kostbar wie diese und doch verdankt der Mensch diesem bescheidenen Eisenstein die Kenntniss der entferntesten Welttheile und ihrer Produkte. Durch die räthelhafte Neigung des Magnets nach den Polen der Erde hin, ist es dem Menschen möglich geworden, auf der endlos scheinenden Wasserwüste des Meeres den Weg mit Sicherheit zu finden. Die immer nach Norden zeigende Magnetnadel ist dem Seemann ein treuer Führer. Sie ist für die Erdbeschreibung, die Naturgeschichte, für Schiffahrt und Handel von unendlichem Wert. Durch diese kleine Nadel hat es der Schöpfer uns möglich gemacht, die Herrlichkeit Seiner Werke erst recht und im großen Ganzen zu erkennen. Wenn man eine Siegellackstange an einem wollenen Lappen reibt, so erhält sie die Kraft, leichte Körperchen anzuziehen und gibt im Dunkeln einen kleinen Funken, wenn man ihr den Finger nähert. Unscheinbar und dürftig sind diese Vorgänge und doch tritt hier jene Naturkraft in die Erscheinung, welche an Anwendbarkeit und großartigen Wirkungen alle anderen Naturkräfte überragt, durch deren geschickte Benützung Länder und Völker, wenn auch durch große Meere getrennt, wie mit einem unsichtbaren Bande verbunden werden.

Die Gräser.

Die Gräser der Erde ziehen unser Auge weit weniger an, als die Bäume mit ihren Früchten und die Blumen mit ihren Farben. Ihre Blüte ist unscheinbar, ihre Farbe einfach und doch sind sie weit wichtiger, als die fruchtbarsten Bäume und die herrlichsten Blumen. Die bescheidenen Gräser bedingen das Leben der Tiere und Menschen. Die „mehltreichen Früchte der Ceres“**)

*) Zum großen Teil entnommen aus Dr. Belfer: „Gottes Herrlichkeit in Seinen Werken.“ (Ulm: Verlag von J. Ebner.)

***) Die Getreidearten.

folgen dem Menschen, dessen Hand sie pflegt, getreu fast auf dem ganzen Erdboden nach. Sie sind die Gründer und Träger unserer Zivilisation geworden; sie binden den Menschen an feste Wohnsitze und haben die Gestalt der Länder verändert. Eine Grasart, der Reis, liefert den wichtigsten Nahrungsstoff für die größere Hälfte des Menschengeschlechts.

Unbeachtet liegt der Strohalm im Hofe, und doch ist er für uns wichtiger, als der schönste Stern und offenbart uns im Kleinen ebenso die Größe des Schöpfers wie jener im Großen. Wunderbar entwächst er dem Samenkorn; er ist schlank, biegsam und so eingerichtet, daß der stärkste Wind ihn nicht knicken kann. Die Knotenabsätze stehen zu diesem Zweck unten näher beisammen als oben; in zarten Röhrchen steigt die Feuchtigkeit wie durch Adern von der Erde im Halme empor. Die länglichen Blätter um den Halm her fangen den Tau auf und führen ihn dem Stammhalme zu; sie sterben nach und nach ab, damit alle Nahrung der reisenden Ähre ungeteilt zugehe. Das mehltreiche Körnlein selbst ist sorgfältig von einer Schale und zarten Häutchen umschlossen; es steckt oft wieder in Hülsen und ist zum Schutze teilweise von einer Art langer Stacheln umgeben, wie z. B. bei der Gerstenähre. Die Hohlheit des Halmes ist auch deshalb eine weise Einrichtung, weil das Getreide so leichter zu schneiden ist.

Wie wir dem Samenkorn das tägliche Brot verdanken, so dem zarten Grase die süße Milch, die goldgelbe Butter, das nährenden Fleisch. Gott speist durch sie die Hungrigen und tränkt die Dürstenden.

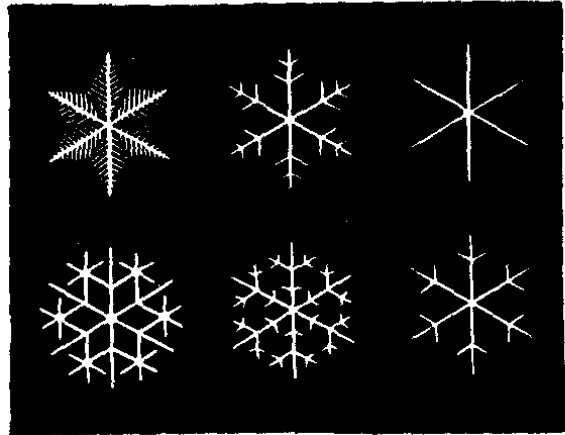
Anspruchlos blüht auf dem Felde der Flachs; das bescheidene Blau seiner Blume wird von den Farben anderer Blumen überstrahlt, aber diese stille Pflanze kleidet die Nackten. Die Fäden, die darin stecken, wie vielmal lassen sie sich trennen, wie fein verarbeiten; wie haltbar sind sie! Wer sieht es diesem schwachen Pflänzlein an, daß es viele tausend Hände beschäftigt, viele tausend Menschen nährt!

Das Blatt Papier, das unsere Gedanken und Wünsche in sich schließt, das Buch, das wir lesen, wäre nicht ohne dasselbe. Was gibt es Unscheinbareres als ein Sandkörnlein — aber ohne Sand hätten wir keine wohnlichen Häuser, kein Glas, kein Mikroskop, kein Teleskop, keine klaren Quellen usw.

Der Schnee.

Das Hagelforn ballt sich kugelförmig im Kleinen nach denselben Gesetzen, nach denen die Weltkörper es im Großen tun. Die rasch zerfließende Schneeflocke, wie kunstreich ist sie eingerichtet! Jede gleicht einem kleinen, silbernen Sternchen mit sechs Spizen, die in ganz gleichen Winkeln auslaufen; jeder dieser Winkel hat genau sechzig Grade.

Wird Wasserdampf durch Temperaturerniedrigung fest, so entstehen diese Schneesterne: jene zierlichen, sechsstrahligen oder sechseckigen Kunstformen, die in buntem Wirbel bei Schneewetter zur Erde fallen. Schon vor 300 Jahren hat der Astronom Kepler das Geheimnis des Schneekristalls, die „Zahl Sechs“, entdeckt. Aber in den Wirren der Zeit ging seine Kenntnis verloren, und erst der englische Polarforscher Scoresby fand es von neuem. Von der sechsseitigen Säule als Grundform leitet man den Schneekristall ab, und wo immer wir einen Schneestern betrachten, stets zeigt er die Sechszahl. Alle jene schillernden Plättchen und Sterne, von denen keins den anderen gleicht,



Kristallformen des Schnees.

die in sinnverwirrender Verschiedenheit von den Wolken zur Erde schweben und sie in Millionen von Stücken bedecken, gleich einem weißen Leichentuche, alle; alle zeigen die Sechszahl. Doch nicht ist das Gesetz seiner Form und die unendliche Mannigfaltigkeit, in der es in seiner stets gleichbleibenden Form abändert, das größte Wunder des kleinen Schneekristalls, weit wunderbarer ist das Wie seines Werdens, das, ein ungelöstes Rätsel, noch immer aller Wissenschaft trozt. „Eine Gottheit muß sich in ihnen offenbart haben,“ sinnt Thoreau, „bevor die Kristalle sich organisierten und ein Eigenleben erhielten. Wie so voll von schöpferischer, bildender Kraft ist die Luft, in der sie erschaffen wurden! Ich könnte sie kaum mehr bewundern, wenn wirkliche Sterne vom Himmel herniederfielen und an meinem Mantel hängen blieben. Fürwahr, nichts Schöneres gibt es als den Schneekristall, denn an jedem

erschöpfte der Schöpfer der Welt seine Kunst, er ist das Produkt der Begeisterung, ein Kind der Freude, die des Künstlers höchste Kunst zur Vollendung brachte.“

Zeigt sich der einfache Schneekristall als ein Sternchen mit sechs Strahlen, so treten verhältnismäßig nicht selten doppelte Kristalle, sogenannte Zwillingsverwachsungen auf, bei denen sternartige Gebilde mit zwölf Spitzen entstehen, seltener werden schon Drillingsbildungen mit 18 Spitzen beobachtet.

Seit längerer Zeit hat man einen gewissen Zusammenhang zwischen der Temperatur, bei der der Schneefall stattfindet, und der Form der Schneekristalle vermutet. Manchmal fallen sehr einfach gebildete Sternchen, andererseits sehr reich gegliederte, äußerst komplizierte Gebilde, die wundervollen Rosetten ähneln, die aus ersten Kunstwerkstätten hervorgegangen sind. Die Sterne werden um so komplizierter gebaut, je stärker der Schneesturm, je bewegter die Atmosphäre ist und je höher die Schneewolke steht. Ganz eigenartige Schneesternchen, die schon mehr kleinen gezähnten Scheibchen gleichen, fallen, wenn der Schnee beim Niedergehen eine warme Luftschicht zu passieren hat. Andererseits kann man auch in diesem Falle Schneesterne beobachten, wenn die Luftschicht bis zum Boden wärmer ist als in den oberen Schichten, die sich zum Teil in Auflösung befinden. Solche Sterne geben unter dem Mikroskope Bilder, die zarten Sterngebilden gleichen, die aus duftigem Spitzengewebe hergestellt sind, oder solchen, die zierlich aus Edelmetall gefertigt und überreich mit Brillanten besetzt sind. — In der Natur übt der Schneefall einen noch mehr reinigenden Einfluß auf die Luft aus als der Regen, sobald der Schnee nicht ganz trocken ist. Analysen, die in dieser Hinsicht in London angestellt wurden, haben gezeigt, daß der nach dem Verdampfen des Schnees bleibende Saß einen stark teerigen Geruch hatte und beim Erhitzen einen braunen Rauch entwickelte, genau wie Kohlenteer. Dies, sowie der reiche Ammoniak- und Schwefelgehalt, rührt natürlich vom Kohlenrauch her, der sich in der Luft über London befand. Bei Schneeproben, die dem freien Lande entnommen wurden, enthielt der Schnee weit weniger Unreinlichkeiten, und beim Verdampfen desselben ergab sich kein teeriger Geruch und Rauch. So wird für große Städte jeder Schneefall zum Luftreiniger. Das Volk hat dies schon lange erkannt, wenn es sagt, daß man sich nach einem Schneefall kräftiger fühle und die Luft anregender wirke. —

Nicht minder ist die Gesetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit, nach der die mineralischen Kristalle gebildet sind, ein Beweis von Gottes Größe im Kleinen.

Bergkristalle.

Wie bestimmt, mannigfaltig, zart und schön sind auch die Formen des Bergkristalls, des goldglänzenden Schwefelkieses, des vielfarbigen Zinkkieses, des Kalkspates, des blauen, grünen und weißen Vitriols! Wenn man ein Körnlein Kochsalz im Wasser auflöst, kann man mittels eines Vergrößerungsglases den wunderbaren Kristallisationsprozeß beobachten. Es bilden sich kleine Würfel, deren Kanten und Ecken rechte Winkel bilden. Die Würfel schließen sich zusammen und es entsteht eine kleine, hohe vierseitige Salzpyramide, welche wie ein Schiffchen im Wasser schwimmt. Im Wasser aufgelöster gewöhnlicher Alaun scheidet sich in die Form von Oktaedern (Achtecken) ab. Gleiche Teile erleiden immer gleiche Veränderungen.

Das Vogelnest.*)

Betrachte ein Vogelnest! Wie künstlich ist es aus zarten Halmen, Haaren und Reifern geflochten, gerade groß genug für die Jungen, sinnreich angelegt und versteckt an verborgener Stelle. Eine Menschenhand, so kunstreich sie auch sein mag, kann kein Vogelnest treu nachbilden, selbst nicht mit den ausgesuchtesten Instrumenten, und das Vögelein macht es in kurzer Zeit mit seinem Schnabel und seinen Füßchen. Und nicht alle Nester sind gleich; jeder Vogel hat wieder seine eigene Bauart und Kunstfertigkeit, der eine mehr, der andere weniger. Das Finkenest ist rund wie eine Kugel und niedlich wie ein Körbchen; es ist so täuschend am Baumaste angebracht, als wäre es nur ein bemooster Auswuchs desselben. Im Innern fühlt es sich so zart an wie ein Tuch. Das Nest des Zaunkönigleins scheint nur ein Büschlein Moos zu sein und wird also auch nicht leicht entdeckt. Es ist nicht wie das Nest anderer Vögel oben offen, sondern geschlossen. Nur an der Seite hat es eine Öffnung, welche, damit sie bei dem Ein- und Ausschlüpfen nicht zu sehr erweitert werde, mit Fasern und Moos eingesäumt ist. Das Schwalbennest ist sehr fest und

*) So Gott will, bringen wir euch das nächste Mal über die Vögel und ihre Nester eine Abhandlung mit einer Anzahl Bilder

kunstreich angemauert. Zu diesem Zwecke formen die Schwalben mit den Schnäbeln den Schlamm oder den angefeuchten Lehm zu Bissen, geben ihm eine halbrunde Gestalt, kleben ihn an und drücken ihn mit der Brust fest, dann setzen sie sich hinein, drehen sich herum, ebnen und glätten dadurch die innere Seite und geben dem Neste Tiefe und Rundung. Hoch oben in den Gabeln der Zweige legt die Elster ihr Nest an; es ist den Bedürfnissen dieses in der Höhe nistenden Vogels durchaus entsprechend. Es ist aus Dornen und stacheligen Reifern geflochten, damit die Jungen vor den Raubvögeln geschützt seien; es ist sehr fest in die Zweige verflochten, damit es der Sturm nicht herabwehe; jahrelang kann man ein Elsternest auf einem Baume erblicken; endlich ist es auch oberhalb wie mit einem Dache bedeckt, damit der Regen nicht so leicht eindringe. Die Elstern lassen darin zwei Löcher, eines zum Einschlüpfen, ein zweites um den langen Schwanz durchzustechen. Die Grasmücke baut ihr Nest auf den Boden oder nur wenig erhöht von demselben. Sie sucht sich ein Plätzchen unter einem schützenden Strauche auf, wo dürrgewordenes Gras steht. Hat sie ein solches gefunden, so biegt und slicht sie die dürren Grashalme zu einer Art von Gewölbe zusammen und läßt vorn eine Öffnung zum Aus- und Einschlüpfen.

In dieses natürliche Hüttlein trägt sie eine Menge Haare und Federn und macht ein nettes Bettlein für ihre Jungen. Die Nesterbauenden Wasservögel wissen dieselben so geschickt zu befestigen, daß das Wasser die Nester nicht wegtreiben kann, ja, daß sie bei steigendem Wasser sich von selbst heben. Wer zeigt doch diesen kleinen Künstlern das für ihren Bau geeignete Material? Wer lehrt sie Maß und Zeichnung? Wer gibt ihnen die Instrumente? Siehe, es hat schon Einer für Alles vorher gesorgt!

Das Vogelei.

Wie das Nest des Vogels, so ist auch das Ei darin ein Wunderwerk der Natur. Eine dünne, zerbrechliche Schale von Kalk bildet die äußere Umhüllung des Eies, doch ist diese Schale so fest gewölbt, daß ein Mann nicht imstande ist, ein unverletztes Ei der Länge nach in den Händen zu zerdrücken. Die Schale hat zarte Poren, durch welche Luft eindringen kann. Die Form des Eies ist von großer Schönheit, ebenso die Farbe, bald rein weiß, bald blau, bald grün, bald prächtig gesprenkelt, punktiert oder gefleckt. Zunächst unter der Schale liegt ein dünnes und doch

starkes Häutchen, welches das Eiweiß umschließt. Das Eiweiß selbst besteht aus zwei Abteilungen, einer äußeren und einer inneren, die ein ähnlich dünnes Häutchen scheidet. Beide Abteilungen sind durch eine Art von Band an die feste Haut des spizen Endes des Eies befestigt. Nicht ganz in der Mitte des Eies, etwas dem stumpfen Ende näher, liegt, abermals von einer zarten Haut umschlossen, der runde Dotter. Er ist leichter als das Eiweiß und steigt daher, je nachdem man das Ei dreht, in die Höhe. Er ist mit dem Eiweiß durch zwei weißliche Bänder (Hagel) verbunden, von denen eines nach dem stumpfen, das andere nach dem spizen Ende des Eies liegt, sie halten den Dotter in der Schwebe. Im Dotter entdeckt man eine kleine linsenförmige Narbe. Man nennt sie den Keim; das ist der Urfang des jungen Vögeleins, es ist der leichteste Teil des Dotters und liegt daher, wie man das Ei auch legen mag, immer oben — also dem Leibe des brütenden Vogels am nächsten. Man kann den Dotter die Wiege des Vögeleins nennen; das Eiweiß ist seine Muttermilch, denn es ist seine erste Nahrung. Schale und Häutchen umhüllen es schützend; je näher die Häutchen dem Keime liegen, desto zarter sind sie. Kann eine Mutter ihr Kindlein sorgfältiger und liebender umhüllen, als die Natur den Keim des Kückleins? Wenn das Vögelein in dieser schützenden Hülle sich vollkommen durch die Brutwärme entwickelt und das letzte Tröpflein vom Eiweiß getrunken hat, zersprengt es mit großer Kraft die Schale und tritt lebendig als Kücklein oder als junger Zaunkönig oder als junger Schwan oder Adler hervor.

Bienen und Ameisen.

An den Bienen, Ameisen und Spinnen offenbart sich Gottes Größe im Kleinen ganz besonders. Wer betrachtet nicht mit Aufmerksamkeit gerne die honigsammelnde Biene, die fleißige Ameise, die webende Spinne?

Haben die Bienen in ihrem kleinen Staate eine streng monarchische Verfassung, mit weiblicher Erbfolge, so die Ameisen in dem ihrigen eine rein republikanische. Sie haben „weder einen Fürsten, noch Hauptmann, noch Herrn“ und doch ist in dem kleinen Ameisenstaat Ordnung, Leben und Eigentum sichergestellt. Die Ameisen eines Haufens bauen wie die Bienen in rastloser Tätigkeit gemeinschaftlich an ihrer Wohnstätte, helfen einander, sorgen liebevoll für ihre Brut, tragen Nahrungsmittel zusammen und ver-

teidigen einander mit Mut, List und Aufopferung. „Das Wohl, wie das Weh ist ein gemeinsames.“ Siehe, da quält sich eine ab, ein Hölzchen fortzutragen, da kommt eine andere des Wegs. Kaum hat sie die Not des Kameraden gesehen, so gibt sie für den Augenblick ihr Vorhaben auf und hilft derjenigen, die der Hilfe bedarf. Es kommt noch eine dritte, auch diese packt tapfer mit an. Zwei schieben, eine zieht oder auch umgekehrt, da wird nicht lange disputiert; rasch geht es die Anhöhe hinauf.

Oben angekommen, kann die erste ihr Bauholz weiter bringen. Kaum fühlen die anderen sich überflüssig, so rennen sie auch im vollen Laufe wieder davon. So ist jede bereit der anderen zu helfen, sei es ein Geschäft, welches es wolle.

Man muß vor allem die Tätigkeit dieser Tierchen bewundern, wenn man einen Ameisenhaufen in unseren Tannenwäldern ansieht. Welche Masse von Tannennadeln, Reisern, Holzstückchen sind da aufgehäuft! Sie bilden kleine Hügel, „hundertmal größer als die Ameisen, so daß sie verhältnismäßig höher emporragen, als die von Menschenhänden errichteten Türme und Pyramiden.“

Leider ist uns kein so genauer Einblick in die Ameisenhaufen vergönnt wie in die Bienenstöcke, aber es finden sich darin auch künstlich angelegte Gänge, Straßen, Gewölbe und Kammern. Zerstört man den Haufen, welches Gewimmel, welche Sorge, welche neue Tätigkeit entsteht! Rasch wird ohne Maschine und Instrumente der alte Bau wieder hergestellt. Die Ameisen sind aber auch zu ihrem Geschäft trefflich ausgerüstet. Wie die Bienen ihren kunstreichen Rüssel und schützenden Stachel, so haben jene ihre Werkzeuge und Waffen; es sind „zwei hornige, säbelartige gekrümmte Oberkiefer, deren scharfe Schneiden wagrecht gegen einander wirken und eine bedeutende Kraft entwickeln.“ Damit können sie tragen, bauen und beißen. Gewisse Ameisenarten in Afrika und Australien führen so künstliche Gebäude auf, daß man sie beim ersten Anblick für Menschenwerke hält. Der Bau hat die Kuppelform. Auch nach Art des ägyptischen Labyrinths sind manche Bauten ausgeführt. Das aus Lehm errichtete Labyrinth der Ameisen enthält 40 Stockwerke, von denen 20 in der Erde und 20 über der Erde liegen. Ähnlich wie die Bienen sind auch die Ameisen in drei Stände eingeteilt: in Arbeiter, Männchen und Weibchen. Der zahlreichste Stand ist der Arbeiterstand; sie bauen die Wohnung, stellen die zerstörte wieder her und sorgen für die Brut der anderen. Sind aus den kaum sichtbaren Eiern, welche die Ameisenweibchen

in die verschiedenen Kammern des Gebäudes gelegt haben, kleine weiße Maden entstanden, so kommen die Arbeiter herbei, dieselben zu nähren. Ohne diese Pflege würden die Würmlein, um welche sich die anderen Ameisen nicht bekümmern, umkommen. Ebenso besorgt sind sie für dieselben, wenn sie zu Puppen (Ameiseneiern) geworden. Bei warmem Sonnenschein tragen sie die Puppen sorgfältig im Maule heraus ans Licht; fängt es an zu regnen, so flüchten sie mit ihnen wieder in den Bau zurück. Droht den Puppen andere Gefahr, so geschieht es nicht selten, „daß eine Ameise, die durch den Feind in zwei Teile zerstückelt wurde, mit der Puppe zwischen den Kiefern noch weiter rennt, während der Hinterleib fehlt.“ Kommt die Zeit der Entpuppung, so helfen sie dem Jungen aus dem Gespinnst heraus. „Unerklärlich bleibt es, wie sie den geeigneten Zeitpunkt wissen können. Drei bis vier Arbeiter setzen sich zur rechten Zeit auf das seidene Gewebe der Puppe, zerbeißen an der Stelle, wo der Kopf liegt, mit der scharfen Schneide ihrer Kiefer die Fäden, einen nach dem anderen, enthüllen den Kopf des Gefangenen, und will es so nicht gehen, so schneiden sie mit großer Geduld noch einen Schlit in die Hülle. Haben sie den Ankömmling endlich von der äußerlichen Hülle befreit, so ist ihm noch ein zweites, taffetartiges Häutchen abzunehmen. Mit der größten Sorgfalt befreien sie ihn auch von dieser Fessel. Fühlhörner, Kopf, Füße werden behutsam einzeln entblößt, dann werden die Überbleibsel der Hüllen gesammelt und in die fernsten Räume der Wohnung auf die Seite geschafft.“

Wie die Bienen schwärmen, so wandern die Ameisen. Dies geschieht, wenn in ihrem Haushalt Übervölkerung eintritt. Erst ziehen einzelne als Rundschafter aus. Haben sie einen günstigen Platz entdeckt, so wird die Nachricht mittelst der Fühlhörner wie durch einen Telegraphen dem Haufen mitgeteilt. Die Weibchen eröffnen den Zug, ganze Haufen von Jungen folgen; die stärkeren helfen den schwächeren nach. Kommen die Wanderameisen auf ihrem Zuge an einen Bach, so schlagen sie eine Kettenbrücke. „Die erste Ameise beißt fest mit ihren Kiefern in ein Stück Holz am hohen Ufer, eine zweite faßt sie hinten an, eine dritte klammert sich an die zweite und so fort. Diese Kette läßt sich nun vom Winde so lange hin- und herbewegen, bis sich das letzte Glied am jenseitigen Ufer befindet. Augenblicklich setzen dann Tausende über die lebendige Kettenbrücke und der Zug geht weiter.“

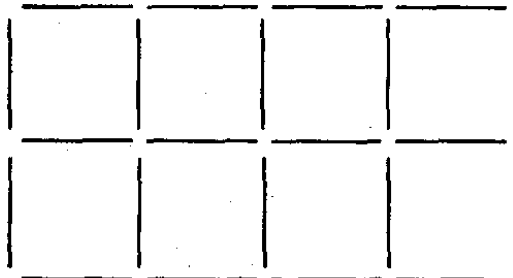
Es wird auch behauptet, daß die Ameisen jeden Abend die

Ausgänge ihres Baues verschließen, indem sie Laub und Splinter davor legen. Auch sollen sie an einem blinden kleinen Käfer, der unter ihnen lebt, aber nicht ihrem Volke angehört, mit großer Liebe hängen, ihn füttern, ihn in den Sonnenschein tragen und in Gefahr ihn mit derselben Eile retten wie ihre Eier. Die Ameisen sind sinnige Tiere. Oken erzählt von dem berühmten Franklin folgende Tatsache, welche dieser selbst beobachtet und aufgezeichnet hat: „Franklin hatte ein irdenes Gefäß mit Sirup in einem Schranke stehen. Eine Menge Ameisen waren hingeschlichen, denn sie lieben besonders Süßigkeiten. Sobald er sie wahrnahm, schüttelte er sie hinaus und band den Topf mit einem Bindfaden an einen Nagel, den er mitten in die Decke des Zimmers schlug, sodaß das Gefäß daran herunterhing. Zufällig war eine einzige Ameise darin zurückgeblieben. Diese fraß sich satt. Da sie aber weg wollte, befand sie sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Sie lief lange unten am Boden des Gefäßes und fast überall herum, aber vergebens. Endlich fand sie doch nach vielen Versuchen den rechten Weg an dem Bindfaden hinauf bis an die Decke. Dann lief sie längs derselben hin und so weiter die Wand herunter bis auf den Boden. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so zog ein ganzer Schwarm Ameisen die Decke hinauf und gerade auf die Schnur zu. An dieser krochen sie weiter in das Geschirr und fingen wieder an zu fressen. Dies setzten sie so lange fort, als noch etwas von Sirup da war. Indessen lief der eine Teil am Bindfaden hinauf und der andere herunter und dies währte den ganzen Tag. „Wunderbar allerdings“, sagte Oken, „aber wahr.“

(Fortsetzung folgt.)



Streichholzaufgaben.



1. Sechs Streichhölzer sollen so weggenommen werden, daß nur vier gleichgroße Quadrate übrig bleiben.
2. Fünf Streichhölzer sollen so weggenommen werden, daß noch vier Quadrate übrig bleiben! —



Das Schweizerland.

O Schweiz, du wunderschönes Land,
Ein Prachtbild der Natur!
Des großen Gottes Schöpferhand
Schuf durch ein Wort dich nur.
Er sprach: „Es werde!“ und es stand
An Seinem Ruhm ein schönes Land.

Wie groß und herrlich allzumal
Sind doch des großen Schöpfers Werke!
Wie zeigen sie uns ohne Zahl
Des Meisters Weisheit, Größ' und Stärke,
Sodass man von Bewunderung voll
Nicht weiß, wie man Ihn rühmen soll.

Sieht man vom Tal der Berge Spitzen,
Wie sie so riesig, mächtig stehn,
Und in dem Sonnenlichte bliken
Die Schnee- und eisbedeckten Höhen,
So staunet man und betet an
Des Schöpfers Macht, der dies getan.

Hier lernt man tausend Dinge kennen,
Die ihres Schöpfers Ruhm erhöhen.
Und wer könnt' das mit Namen nennen,
Was eines Menschen Aug' kann sehn.
Und wie unendlich vieles Große
Verborgten liegt im Erdenchoße.

Wie köstlich, solchen Gott zu kennen,
Der aller Wunder Urquell ist.
Und Seines Namens Ruhm zu nennen,
Schon hier mein größtes Vorrecht ist.
Doch Gottes höchste Herrlichkeit
Liegt erst in Christo mir bereit.



Gottes Größe im Kleinen. (Fortsetzung.)

Die Spinnen.

Während Bienen und Ameisen friedlich zusammenleben, sind die Spinnen ungesellige Tiere und hassen und verfolgen sich gegenseitig. Das Wort „spinnenfeind“ kommt wohl davon her. Manche Menschen haben einen solchen Widerwillen gegen diese Tiere, daß sie beim bloßen Anblick derselben zu zittern anfangen, schreien und davon laufen. Die Spinne ist auch wirklich, so obenhin betrachtet, ein häßliches, widerliches Tier. Der dicke, geschwollene weißliche Bauch, die acht langen, dünnen, haarigen einherkrabbelnden Füße, die mordlustigen Freßzangen — all das ist gewiß unschön, ja häßlich. Auch ist die Spinne tückisch und grausam.

Wehe dem armen Mücklein, das in ihr trügerisches Netz gerät! Die Mörderin eilt rasch herbei und umschlingt es mit Fäden, ähnlich wie man mit Stricken ein Schlachtopfer bindet. Vergebens ist alle Anstrengung, sich loszuwinden; der Tod ist sicher. Wie mit langen Händen wird mit den acht Füßen das Opfer gepackt, die scharfen Freßzangen werden eingeschlagen, es wird zur Höhle geschleppt oder im Gewebe selbst erwürgt und ausgesogen. Bald verstummt das klagende Gesummse. Nur die Haut des Leibes, die glänzenden Florflügel bleiben übrig und hängen verdorrt im Gewebe, wie etwa die Gebeine des Schafes in der Tiger- oder Wolfshöhle liegen bleiben und bleichen.

Und doch ist die Spinne auch ein merkwürdiges Tier. Sie hat nicht zwei, sondern acht Augen, welche glänzen wie kleine Diamanten. Am Ende ihres Hinterleibes hat sie sechs Drüsen oder Warzen, aus denen sie ihre Fäden herauspinnt. Da jede von diesen Drüsen oder Warzen wohl tausend feine Öffnungen hat, so ist die Spinne imstande, mehrere tausend Fäden daraus hervorgehen zu lassen und sie wieder zu einem Faden zusammenzufügen. Ein Spinnenfaden kann daher aus tausenden zusammengesetzt sein. Man sagt, 90 Fäden der Kreuzspinne geben einen Faden so stark wie die Seidenraupe ihn spinnt; 18 000 zusammengedrehte geben erst die Stärke eines Barthaars.

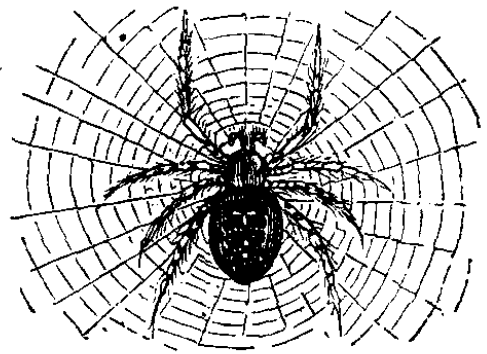
Wie dem sei, die Spinne ist jedenfalls die feinste Spinnerin, die es gibt. Und doch ist ein solcher Faden so fest, daß sie daran mit Sicherheit auf- und absteigen kann, wie an einer Leiter. Wie fein, wie zart, wie wohlgewebt ist das radförmige Netz der Hänge-

spinne! Kein Mensch kann so ein Gewebe machen. Die feinsten Brüsseler-Spizen sind dagegen grob. Aber wie macht es die Spinne, daß ihr Gewebe so festhält, wie ist sie imstande, es von einem Ende zum anderen, nicht selten über Gräben und Wasser hinüberzuziehen? Sie schnellst zu diesem Zwecke ein feuchtes Kügelchen, welches mit einem feinen Faden in Verbindung steht, an den entfernten Gegenstand. Das Kügelchen ist klebrig, heftet sich an und die Spinne wandert nun an dem so befestigten Faden wie ein Seiltänzer durch die Luft.

Die Kreuzspinne spinnt das kunstreichste Gewebe; von der Sonne beschienen, glänzt dasselbe seitwärts betrachtet in den Farben des Regenbogens. In der Mitte sitzt die Künstlerin, nicht selten von bedeutender Größe.

Ihren braunen Rücken ziert ein aus Punkten und Strichen gezeichnetes, äußerst feines Kreuz von weißgelblicher Farbe. Die kleinere Winkel- oder Hausspinne macht ihr dichtes Gewebe in eine Ecke. Die Spinnen „des fliegenden Sommers“ umspinnen im Herbst Wiesen und Stoppelfelder. In Flocken und Fäden fliegen an klaren Herbsttagen die Gespinste dieser unzählig kleinen schwarzen Spinnen in der Luft. Wie vieles würden Menschen und Tiere von den Millionen kleiner Mücklein zu leiden haben, wenn die Spinnen sie nicht hinwegfangen würden: wie viele Aprikosen, Pfirsiche, Zwetschen und Weintrauben würden ausgehöhlt und ungenießbar sein, wenn die Spinnen sie nicht schützen würden!

Die Spinnen sind bessere Wetterpropheten als selbst die Barometer, jedenfalls als die Kalender und wohlfeiler als beide. Wenn die Hängespinnen in großer Anzahl sich zeigen und fleißig lange Fäden ziehen oder das Netz ausbessern, so wird oder bleibt es schön Wetter; sieht man nur wenige und arbeiten sie schwach, so tritt veränderliche Witterung ein; verschwinden sie ganz oder arbeiten sie gar nicht, so folgt Regen und Wind. Die gleiche Bemerkung, nur in anderer Weise, hat man an der Winkelspinne gemacht. Streckt sie Kopf und Füße aus der runden Öffnung ihres Gewebes hervor, so deutet das auf schön Wetter; sitzt sie umgekehrt darin, so zeigt dies anhaltendes Regenwetter an. Ver-



Die Spinne.

größert sie in der Nacht ihr Gewebe, so deutet dies auf anhaltend schöne Witterung. Wenn die Winterspinnen neue Gewebe verfertigen, eines über das andere, so folgt strenge Kälte.

Der Franzose Quatremere-Disjonville saß in Holland acht Jahre im Gefängnis zu Utrecht, weil er an einem Aufstande der Holländer gegen den Erbstatthalter teilgenommen hatte. Seine einzige Gesellschaft waren — Spinnen. Er zählte sie und beobachtete an ihnen den Witterungswechsel. Wenn er Kopfschmerzen fühlte, verschwanden sie; es trat Unwetter ein. Sobald die Spinnen wiederkamen und arbeiteten, verließen ihn die Schmerzen. Es gelang ihm, die Witterung aus den Bewegungen und Arbeiten der Spinnen auf längere Zeit vorauszusagen. Zur Zeit der französischen Revolution drang General Bichegru mit einem Heere in Holland ein. Da die Kanäle und der Boden gefroren waren, konnten sie weit vordringen. Doch plötzlich trat Tauwetter ein. Der General fürchtete mit seinem ganzen Heere verloren zu gehen, wenn er sich nicht schleunig zurückziehe. Allein Quatremere gelang es, seine Landsleute zu beruhigen. Nach seinen Beobachtungen, ließ er Bichegru sagen, es werde in 14 Tagen große Kälte eintreten. Der General traute. Die vorausgesagte Kälte erfolgte wirklich und zwar in einem so hohen Grade, daß die schwersten Kanonen über die gefrorene Wall gebracht werden konnten. Am 16. Januar 1795 zogen die Franzosen siegreich in Utrecht ein und befreiten aus Dankbarkeit den fleißigen Forscher Disjonville aus dem Kerker, in dem er noch 17 Jahre hätte schmachten müssen. Er gab später eine Schrift über seine Spinnenbeobachtungen heraus. So ist die kleine, verachtete Spinne Ursache geworden, daß ein Land erobert und ihr Freund aus dem Kerker befreit wurde. Ist da nicht Gottes Größe im Kleinen recht sichtbar?

Der Wassertropfen.

Ebenso groß, wenn auch nicht so ins Auge fallend für die meisten ist Gottes Größe im Kleinen noch in den mikroskopischen Lebensformen. Gieße einen Tropfen Wasser aus einem Gefäße, in dem etwa Blumen stehen, betrachte ihn durch das Mikroskop und eine ganz neue Welt erschließt sich deinem Auge. In dem Wassertropfen schwimmen wie in einem See viel hundert Infusionstierchen von den verschiedensten zartesten Gestalten umher. Es gibt unter ihnen verschiedene Arten. Die kleinsten derselben

sind die Monaden oder Pünkttierchen und die Vibrionen. So unendlich klein sie sind, leben sie doch und fühlen, denn sie weichen einander aus, genießen durch eine Mundöffnung, vermehren sich, sterben in Kohlenäure, Wasserstoffgas und Stickgas. Ihre Bewegung geschieht durch Kontraktion (Zusammenziehung) und Expansion (Ausdehnung), ihre Vermehrung durch Teilung. Sie erscheinen dem Auge als höchst kleine, meist wasserhelle, doch auch als grüne, rote, gelbbraune Körperchen von runder, auch länglich ovaler Gestalt. Wenn sie auffallend massenhaft erscheinen, so sieht das unbewaffnete Auge namentlich in stärkemehlhaltigen Stoffen farbige Flecken, über deren Natur man lange keinen Aufschluß finden konnte. Dahin gehört die Purpurmonade (*monas prodigiosa*). Ihre Erscheinung hat unnötig zu manchen argwöhnischen und abergläubischen Vermutungen Anlaß gegeben, als ob Blut in den Stoffen enthalten sei.

Im fließenden Quellwasser und im menschlichen Blut sind keine Monaden. In den unzähligen Blutkörperchen, welche rund und nach innen etwas vertieft und von blaßgelber Farbe sind, hat man bis jetzt keine Spur von Bewegungsorganen entdeckt.

Die Vibrionen (Zittertierchen) gehören gleichfalls zu den kleinsten mikroskopischen Lebensformen. Gleichwie die Fixsterne auch den vollkommensten Teleskopen nur als geometrische Punkte erscheinen und die Nebelmassen sich nicht in Sternhaufen auflösen wollen, so erscheinen die Vibrionen dem schärfsten Mikroskop nur als zarte dunkle Pünktlein und Strichlein. In Massen zeigen auch sie mehr oder minder gefärbte Flecken, z. B. rote Streifen in Stadtgräben; überhaupt sind auch sie wie die Monaden da, wo organische Körper in Verwesung übergehen. Sie zittern und wimmeln in einem Wassertropfen; doch schwimmen sie nicht gesondert wie die Monaden, sondern bilden Ketten und Fäden, so daß man glaubt, Ein Tier zu sehen. Die Naturforscher teilen die Vibrionen in Bakterinen und Spirillinen. Ganze Erdschichten sind nichts anderes als Kieselshalen mikroskopischer Infusorien. Auch im Staub ist Leben. Mikroskopische Lebensformen durch ein Sonnenmikroskop betrachtet, das 10 000 mal vergrößert, erscheinen riesenhaft. Die Essigälchen gleichen großen Boaschlangen; andere Tierchen, die dem unbewaffneten Auge ganz entzogen sind, gleichen Drachen mit scharf ausgezahnnten Freßwerkzeugen und hundertsfachen Rückenwirbeln. Sie schwimmen umher und kämpfen miteinander. Vertrocknet der Tropfen, so sterben auch diese an-

scheinenden Riesentiere. Sie lassen vom Kampfe und fallen in entsetzliche Todeszuckungen. Der Anblick dieses Sterbens ist furchtbar, gräßlich.

Welch unbekannte Welt schlummert um uns her; sie ist, sie lebt, ob wir sie auch mit unseren Augen nicht sehen. Welche Stufenfolge herab vom Walfisch und Elefanten bis zu diesen unsichtbaren, ersten Lebensformen, von der Sonne bis zum Sonnenstäubchen!

Wahrlich, der Mensch steht zwischen zwei Welten, einer unendlich kleinsten und einer unendlich großen. Er weiß nicht, in welcher er die Größe und Herrlichkeit Gottes mehr bewundern soll.

Aber er selbst, geschaffen im Bilde Gottes und die Krone der Schöpfung, ist erst dann glücklich, wenn er, gereinigt von aller Schuld, Frieden mit Gott hat, wenn er, durch den Glauben an Jesum Christum, Gottes Kind und Gottes Erbe geworden ist und nun Ihm lebt, der für ihn gestorben.



Das Gebet des Säemanns.

Der Du die Welten schufst und lenkst,
Du sprachst als Schöpfer einst: „Es werde!“
Ich streue Körnlein in die Erde
Und weiß, daß Du ans Kleinste denkst.

Dir soll die Saat befohlen sein;
Laß sie, o Herr, nach vielen Tagen
Dem Sämann reiche Früchte tragen,
Gib Regen denn und Sonnenschein!

Und streue auch Dein teures Wort
Ins Herz mir ein, o laß gelingen,
Dir möcht' ich leben, Frucht Dir bringen,
Dich ehren, rühmen hier und dort.

Weiß und Schwarz.

Wie unglücklich sitzt der kleine Schwarze da auf unserem Bilde und wie viel freundlicher der kleine Weiße! Aber gewiß ist er nicht betrübt, daß er schwarz ist, wenn wohl auch keiner meiner jungen Freunde und Freundinnen in einer schwarzen Haut stecken möchte. Aber es ist nicht die Haut, sondern das Herz oder die Seele die Hauptsache beim Menschen, daß nämlich das Herz rein sei, gereinigt durch den Glauben an das Wort Gottes, „durch den Gehorsam gegen die Wahrheit,“ wie der Apostel Petrus sagt. (1. Petri 1, 22.)

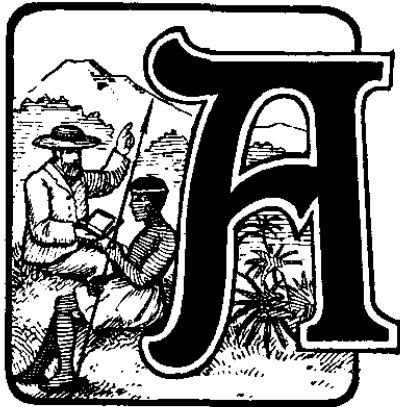
Ein Mädchen in England meinte zwar, als es von seinem Brüderchen gefragt wurde, warum die Neger schwarz seien: „Nun, weil sie Heiden und Sünder sind.“ Nicht wahr, ihr Freunde, wenn alle Sünder schwarz wären, dann wären keine Menschen weiß; denn die Bibel, das Wort Gottes, sagt uns: „Alle haben gesündigt.“ (Röm. 3, 23.)

Während aber die einen unter den Menschen Buße tun über ihre Sünden und bei dem Herrn Jesu Christo, der für unsere Sünden starb (1. Kor. 15, 3), Vergebung suchen und Frieden, gehen die anderen in ihren Sünden voran und gehen bei ihrem Tode mit ihren Sünden ins ewige Gericht. Ach, es gibt viele sogenannte Christen, in schöner Kleidung und weißer Hautfarbe, die dem Evangelium ihr Herz verschließen, während viele in fernen Heidenländern, darunter auch Neger, das seligmachende Evangelium mit



Weiß und Schwarz.

Freuden aufnehmen und errettet werden zum Preise Gottes. — Laßt mich euch hierüber eine ernste Geschichte berichten, die auf einer Koralleninsel im fernen Ozeanien oder Polynesien, also bei dem Festlande Australien, sich zugetragen hat.



Ein weißer Heide und ein schwarzer Christ.

Ungefähr fünfzig Jahre sind nun verflossen, erzählt Missionar Mac Farlane, daß ich meiner Heimat Lebewohl sagte und nach der Südsee steuerte, um dort in weiter Ferne unter den Kannibalen Ozeaniens das seligmachende Evangelium von Jesu Christo zu verkündigen. Das Ziel meiner Bestimmung war die Insel Lifu, das größte und bevölkerteste Eiland der Lokalitätsgruppe. Ob schon ich der erste Missionar war, der auf der Insel Lifu landete, so war ich doch nicht der erste Zeuge des Herrn Jesu, der sich unter den Kannibalen niederließ. Diese Ehre gebührt einem ehemaligen Heiden, einem polynesischen Eingeborenen.

Ich war aber auch nicht der erste Weiße, der in Lifu seine Heimstätte aufschlug. Das war vielmehr ein Engländer, der sich schon lange vor meiner Ankunft unter den Eingeborenen niedergelassen hatte und ganz einer der Ihrigen geworden war.

Dieser Engländer war in einem christlichen Heim geboren und hatte eine gute Erziehung genossen. Er hatte daheim die Sonntagschule besucht und versprach anfangs etwas Tüchtiges zu werden. Aber sein wilder Sinn entfremdete ihn bald dem Elternhause, er entließ der Schule und begab sich an Bord eines Schiffes. Er segelte mit nach Australien und war einer der ungebundendsten, rohsten Matrosen an Bord des Schiffes. Bald gefiel ihm der harte Schiffsdienst nicht mehr, und er beschloß, auf der Insel Lifu unter den Wilden sein Heim aufzuschlagen. Er nahm all die schrecklichen Gewohnheiten der heidnischen Eingeborenen an, er aß sogar Menschenfleisch und wurde unter dem heidnischen Stamm, dem er sich angeschlossen hatte, bald einer der hervorragendsten, wildesten Krieger. Als der „Kannibalen-Karl“ war er weit und breit gefürchtet.

Viele Meilen von Lifu, auf einer Inselgruppe Polynesiens wuchs zu gleicher Zeit ein anderer Knabe, mit Namen Bao, zum Jüngling heran. Sein Heim war eine heidnische Hütte, und inmitten der Greuel des Heidentums war er groß geworden und kannte kein höheres Ziel, als ein tapferer Krieger seines Stammes zu werden. Aber Gott hatte dem Jüngling ein anderes Ziel gesteckt. Er sollte der Apostel der Insel Lifu und seiner zehntausend Bewohner werden. Doch nicht durch den Dienst eines Missionars wurde der heidnische Wilde zu Jesu Christo, dem Heiland der Welt, geführt, seine Befehrung fand merkwürdigerweise auf dem Schiff eines Walfischfängers statt. Gewöhnlich hält man die Bemannung eines solchen Walfischbootes für ein sehr gottloses, rohes Volk.

Auf dem Fahrzeug aber, auf dem der junge Bao sich befand, war ein gottesfürchtiger Matrose, der sich des armen Heiden liebevoll annahm. Er lehrte ihn lesen, schreiben und unterwies ihn in schlichter, einfältiger Weise aus der Heiligen Schrift über den Weg des Heils und hatte die Freude, zu sehen, wie es in dem finsternen Herzen des Wilden hell wurde. Als seine Zeit auf dem Schiff abgelaufen war und die beiden von einander schieden, geschah es unter Tränen und Gebet. Es war ein Abschied für immer in dieser Welt. Sie haben auf dieser Erde einander nie mehr gesehen und nichts mehr von einander gehört.

Auf seiner Insel Karotonga angekommen, ging Bao von Dorf zu Dorf und verkündigte den Eingeborenen das Evangelium des Friedens. Es war ihm in der That ernst, das Heil Gottes diesen armen Wilden anzubieten. Als nach einigen Monaten das Missionschiff „John Williams“ bei der Inselgruppe landete, um nach Lifu weiterzufahren, war Bao fest entschlossen, mitzugehen, um auch den dortigen Kannibalen die frohe Botschaft von Jesu zu bringen. „Es ist wahr, ich weiß nicht viel,“ erwiderte er dem verwunderten Missionar, „aber ich kenne den wahren Gott, ich weiß, wer Jesus Christus ist, und was Er für uns am Kreuz vollbracht hat, und ich weiß auch, was das ewige Teil derer ist, die Ihn annehmen oder verwerfen. Bitte, lassen Sie mich gehen und den Wilden alles das sagen, und senden Sie dann andere Männer hinter mir her, die den Eingeborenen jener Inseln alles weitere lehren können.“

Man nahm den von Gott gelehrten Schwarzen mit und brachte ihn zuerst auf die Insel Mare, welche fünfzehn Stunden

von Lifu entfernt liegt. Erst kurz vor seiner Ankunft hatten die Leute von Lifu eine Schiffsmannschaft erschlagen und aufgefressen. Bao sollte deshalbst vorerst ein Jahr auf Mare bleiben, hier die Sprache erlernen und, wenn möglich, Verbindungen mit Lifu anknüpfen. Doch schon nach kurzer Zeit hatte Bao sich die Mare-sprache genügend angeeignet, hatte sich durch das Erbauen von Rähnen und Häusern Freunde unter den Eingeborenen erworben, darunter auch solche, die Freunde und Bekannte auf der Insel Lifu hatten. Er wußte diese zu bestimmen, ihn auf einem von ihm erbauten Kanoe nach der gefürchteten Insel zu begleiten.

Mit fester Hand steuerte Bao sein kleines Boot durch die stürmischen Wellen des Ozeans. Sein ganzes Reisebündel bestand in einem Neuen Testament und einigen Geschenken für den Häuptling. Als das Kanoe sich der gefährlichen Insel näherte, strömten die Eingeborenen in Menge herbei, um Zeuge von der Einfahrt des fremden Fahrzeuges zu sein. Bao stand jetzt hochaufgerichtet im Boot und rief ihnen, als er sich ihnen genügend genähert, mit lauter Stimme zu: „Geht und meldet eurem Häuptling, daß ich als Freund gekommen bin und ihm eine Botschaft vom Großen Geist zu überbringen habe!“

Der Häuptling hörte die Neuigkeit mit Erstaunen und mit Freude. Er hatte den Glauben an die Macht seiner Götter verloren und hatte kurz vorher Leute ausgesandt nach den anderen Inseln, um sich nach mächtigeren Gottheiten umzusehen. Er befahl, den Fremdling sofort vor ihn zu bringen. Gefolgt von einer Menge Volks, wurde Bao vor den Häuptling Bula geführt, der würdevoll auf einer Matte im Kreise seiner Räte saß. Schweigend betrachtete Bula den Fremdling. Niemand wagte, einen Laut von sich zu geben. Plötzlich hub der Häuptling an und sprach: „Du hast eine Botschaft vom Großen Geist an mich. Ist dem so?“

„Ja, dem ist so,“ erwiderte Bao bestimmt und unerschrocken.

„Hast du denn den Großen Geist gesehen?“ fuhr der Häuptling fort.

„Nein,“ antwortete Bao, „einen Geist kann man nicht sehen.“

„Wie hast du dann seine Botschaft empfangen?“ forschte der Häuptling weiter.

„Durch eine Schrift,“ erwiderte Bao, „und hier ist sie,“ indem er sein Neues Testament hervorzog. „Die weißen Missionare haben sie in meine Sprache übersetzt, und es wird nicht

lange wahren, so werden sie auch hierher kommen und sie in die eurige übersetzen. Jetzt bin ich einstweilen gekommen, um mich unter euch niederzulassen, eure Sprache zu lernen und euch zu sagen, was darin steht.“

„Gut,“ sagte der Häuptling, „ich will dein Freund sein und du mein Schützling.“

Damit war nicht nur die Sicherheit Paos im ganzen Gebiet gewährleistet, sondern er durfte auch überall auf gute Behandlung und Gastfreundschaft rechnen.

Einige Tage lang hörte der Häuptling der Botschaft des Evangelisten über den wahren Gott aufmerksam zu. Dann beschloß er, ihn nach seiner Weise darüber auf die Probe zu stellen. Er ließ Pao wieder vor sich kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Du sagst, dein Gott sei mächtiger als alle Götter, und daß Er in Seiner Allmacht alle Dinge erschaffen habe. Nun, das wäre ein Gott, wie ich ihn gerade brauche. Unsere Väter haben diese Götzen da von Holz und Stein verehrt und uns gelehrt, daß sie den Großen Geist darstellen und eben darum zu verehren wären. Wir haben das getan, zu ihnen gebetet und ihnen Opfer dargebracht; aber sie haben uns im Krieg, in Krankheitsfällen und bei Regenmangel im Stich gelassen. Nach deinem Briefe da, der, wie du sagst, vom Großen Geist stammt, ist dieser mächtiger als sie; wir wollen sehen. Unsere Feinde auf der anderen Seite der Insel haben kürzlich an der Grenze meines Gebiets einige Dörfer geplündert und mehrere meiner Leute erschlagen. Ihr Anführer ist ein Weißer — es war eben der euch bekannte wilde „Kannibalen-Karl“ —, der ein großer Krieger ist. Wir wollen mit ihnen fechten, und du sollst mit uns ausziehen, und zwar mit dem Briefe vom Großen Geist. Unter seinem Schutz wollen wir unsere Feinde angreifen; ist er das, was du von ihm behauptest, so wird auch sein Sieg der unsere sein; denn die Götter unserer Feinde sind nicht besser als die unserigen.“

Der weisen Rede des Häuptlings folgte allgemeiner Beifall. Denn diese Probe schien allen gerecht und billig. Es war umsonst, daß Pao gegen eine solche Auffassung seiner Sendung protestierte; vergeblich mahnte er zum Frieden, als dessen Bote er erschienen war. Die Kriegsrüstungen begannen sofort, und weder der Häuptling noch sein Volk wollten etwas davon wissen, daß Pao mit ihren Kriegshändeln nichts zu tun haben wollte. Er

mußte sich schließlich ins Unvermeidliche fügen und konnte nichts anderes tun, als ernstlich zu Gott rufen, daß Er sich seiner in dieser bedrängten Lage annehmen und ihm sein Leben für eine weitere Wirksamkeit unter dem armen Volk erhalten wolle.

Die beiden Heerhaufen stießen auf dem Grenzgebiete bei dem Orte We, der den Kampfplatz abgeben sollte, zusammen. Haupt der feindlichen Schar der westlichen Insel war also der berühmte „Kannibalen-Karl“, unter den Kriegern von der Ostküste unser Bao; dort der weiße, europäische Heide, hier der bekehrte schwarze Polynesier. Beide weilten als Fremdlinge und Gäste unter den heidnischen Kriegshaufen der Wilden, von denen jede Partei den Sieg erhoffte. Bao betrachtete diesen Zweikampf als ein Gottesurteil, wie es dort auf dem Karmel zwischen Elias und den Baalspriestern stattfand, und er hegte keinerlei Besorgnis, zu weissen Gunsten die Entscheidung ausfallen werde.

Wir wissen nicht, wie der „Kannibalen-Karl“ jene Nacht vor dem Kampf zugebracht hat, von Bao und seinen Gefährten von Mare dagegen wissen wir, daß sie im Lager ihre christlichen Lieder anstimmten und ernstlich zu Gott um den Sieg flehten. Denn in diesem Fall durften sie hoffen, daß auch Gottes Sache auf der Insel den endlichen Sieg davontragen werde.

Schweigend hockten die Wilden um ihre Lagerfeuer und hörten dem allem zu. Ohne Zweifel hielten sie die Gesänge und Gebete ihrer Gastfreunde für Beschwörungen und Zaubersprüche. Aber Bao war nicht bloß ein Mann des Glaubens und des Gebets, sondern auch ein Mann der Tat. Er wußte die Leute für den bevorstehenden Kampf zu ermutigen und seine zuversichtliche, mannhafte Haltung übte einen gewissen Eindruck auf die Krieger seines Volkes aus.

Am nächsten Morgen standen sich die beiden Streithaufen kampfbereit gegenüber. Vorkämpfer stürzten von beiden Seiten aus ihren Reihen hervor, schlangen ihre Speere, erhoben drohend ihre Keulen und forderten sich mit prahlerischen Worten gegenseitig zum Kampfe heraus. Sie kamen einander immer näher und näher, blieben dann plötzlich stehen und warfen Gras und Erdschollen gegen die feindlichen Reihen. Hierauf zogen sie sich vorsichtig wieder zurück. Währenddem näherten sich langsam die beiden Heere und die Vorkämpfer wiederholten ihre kriegerische Herausforderung. Endlich gerieten letztere, nachdem sie die Kampflust entflammt, plötzlich aneinander; von beiden Seiten eilten ihnen

die Krieger zu Hilfe und der allgemeine Kampf entbrannte. Das Kriegsgeheul war nun freilich die Hauptsache dabei, und das Gefecht nahm keinen sehr blutigen Verlauf. Als einige Tote und Verwundete die Wahlstatt bedeckten, war der Kampf entschieden. Die feindlichen Eingeborenen von der Westseite zogen sich geschlagen zurück. Häuptling Bula hatte den Sieg errungen, und Paos Wirksamkeit unter dessen Volk stand nichts entgegen.

Der Häuptling und seine Räte hörten nun zwar geduldig den Reden Paos zu und ließen ihn ungehindert das Wort von Jesu verkündigen, aber zu einer Erneuerung des Herzens und Lebens ihrerseits kam es nicht. Nicht selten geschah es, daß sie des Abends nach der Versammlung, die Bao hielt, noch heimlich zusammenkamen und das Fleisch ihrer Feinde verzehrten. Satan läßt sich nicht so bald aus dem Felde schlagen. Aber sonst war Paos Arbeit nicht vergeblich.

In dieser Zeit hatte der Häuptling Bula das Unglück, zu erblinden. Sofort benützte der große Lügner dieses Unglück, um es Bao zuzuschreiben, der mit seinen Zaubermitteln die Blindheit herbeigeführt habe. Fünf Männer beschloßen nun sogar, Bao zu ermorden. Dieser befand sich eben, nichts Böses ahnend, am Strand und besserte sein Kanoe aus. Die Verschworenen hatten unter sich ausgemacht, eine Unterredung mit ihm anzuknüpfen, dann auf ein gegebenes Zeichen über ihn herzufallen und ihn mit ihren Streitkolben zu erschlagen. So näherten sie sich ihm, umstanden ihn im Kreise und fingen ein Gespräch mit ihm an. Das verabredete Zeichen wurde gegeben, aber keiner erhob seine Hand wider ihn. Es war, erzählte einer von ihnen später, als ob ihr Arm gelähmt gewesen wäre. Unverrichteter Sache kehrten sie in ihre Hütten zurück.

Nach einiger Zeit trafen weitere Lehrer des Evangeliums aus dem Osten ein, die aber nicht lange blieben. Unglücklicherweise brach kurz nach ihrer Ankunft eine Seuche auf der Insel aus, die viele Bewohner dahinraffte. Auch jetzt wurden die neuen Ankömmlinge beschuldigt, die Krankheit eingeschleppt zu haben, und das Volk forderte ihren Tod oder ihre Verbannung. Der „Kannibalen-Karl“, der sich in seinem gottlosen, heidnischen Treiben beengt fühlte, bearbeitete mit Macht ihre Ausweisung, sonst würde er, der einen großen Anhang unter den Eingeborenen hatte, die Insel verlassen. Die weißen Missionare gingen, aber Bao, der schwarze Zeuge des Herrn Jesu, blieb.

Da starb auch der Häuptling Bula, der bis dahin, obwohl er Heide blieb, Bao treu geschützt hatte; nun brach der Sturm los. Er erging vornehmlich über Bao und eine kleine Schar von Eingeborenen, welche Gott durch das Evangelium aus der Nacht zum Licht und vom Tode zum Leben geführt hatte. Bao sah sich genötigt, nach Mare zu flüchten. Ach, mit welchen Gefühlen des Schmerzes verließ er die Insel, wohin ihn die Liebe Christi geführt hatte! Nur wenige Seelen waren gerettet worden, und diese waren nun wie Schafe ohne Hirten inmitten der Wölfe. Aber das Werk, das Bao schon hatte tun dürfen, so klein es scheinen mochte vor der Welt, war ein herrliches Werk für alle Ewigkeit. Nicht nur blieben die Seelen, die gerettet worden waren, ihrem Erlöser und Herrn treu, viel Samen, den Bao auf der Insel ausgestreut hatte, ging noch später auf, als er für eine Zeit Lifu verließ.

Lange noch dauerten die Kämpfe auf Lifu, sogar der Sohn Bulas wurde vertrieben. Vergebens suchte Bao von Mare aus die feindlichen Parteien zu versöhnen. Er kehrte sogar von Mare aus besuchsweise einmal nach Lifu zurück, konnte aber nicht bleiben. Er mußte es Gott anheimstellen, den Widerstand der Herzen zu brechen und Seinem Evangelium Anerkennung zu verschaffen. Und diese Stunde kam.

Die Bewohner Lifus erkannten bald, wohin ihre gegenseitigen Fehden führten und erinnerten sich der Worte Paos. Sie wurden mehr und mehr mißtrauisch gegen ihre Götzen und fingen an zu ahnen, daß der von Bao verkündigte Gott der einzig wahre Gott sei.

So machten sie sich denn auf, fuhren hinüber nach Mare, um den geliebten Bao zurückzuholen. Dieser war natürlich sofort bereit, der Aufforderung Folge zu leisten, und mit großem Jubel wurde er nun in Lifu empfangen. Unverzüglich ging er an die Arbeit. Er hielt regelmäßig öffentliche Ansprachen an das Volk, errichtete Schulen, und es währte nicht lange, so konnten viele Eingeborene lesen und wurden mit dem Worte Gottes bekannt.

Der heidnische Nachbarstaat auf der gleichen Insel sah mit Erstaunen, welche Wandlung sich in ihrer Nähe vollzog. Sie beschloßen, Bao auch zu sich herüberzurufen. So erschien Bao denn beim Priester des feindlichen Wet-Bezirktes. Haneka — so hieß der Priester — hörte der Verkündigung des Evangeliums

aufmerksam zu, sann darüber nach und erklärte schließlich, sich den Christen anschließen zu wollen. Ohne Bedenken lieferte er seine Götzen aus, aber der Häuptling des Stammes widerstand dem Evangelium. So blieb Haneka für längere Zeit der einzige im Wet-Bezirk, der ein Christ zu werden wagte. Aber bei dem Einfluß, den der ehemalige Priester unter seinem Volke genoß, konnte es dabei nicht bleiben. Selbst der Oberhäuptling mußte mit ihm und seinem Anhang rechnen. Zunächst schloß sich Hanekas Sohn, ein energischer, furchtloser Mann von ungefähr dreißig Jahren, seinem Vater an und stellte eine Verbindung zwischen diesem und Bao her. Überhaupt zeigte sich Tubaisi, so hieß der wackere Sohn, unermüdlich in seinem Verkehr mit Bao; ja, es ging gewissermaßen dessen Eifer auf ihn über, und er wurde sozusagen der Evangelist des ganzen Bezirks. Scharenweis fand sich das Volk beim alten Haneka ein, um aus dem Munde seines Sohnes Belehrung über die Worte des Lebens zu erhalten. Es währte nicht lange, so hatte Bao fast in jedem Dorfe des Wet-Bezirks Seelen gefunden, denen er so oft als möglich von Lösi aus Besuche abstattete und sie im Glauben und in der Erkenntnis förderte. Und er tat das in unerschrockener Weise, obschon sein Leben dabei nicht selten in Gefahr schwebte.

Je mehr aber die Zahl der Zuhörer wuchs, desto mehr stellte sich auch die Notwendigkeit heraus, diesen Neugewonnenen auch örtlich näher zu sein. Bao mußte daran denken, seinen Wohnplatz mehr in den Mittelpunkt der Insel zu verlegen. Allein der Entscheid war schwer zu treffen, denn alle beide Distrikte wünschten ihn in ihrer Mitte zu haben. Fast wären sie über dieser Frage aneinander geraten wie in den früheren Tagen. Da kam er auf einen glücklichen Ausweg. Er beschloß, sich auf neutralem Boden anzusiedeln und zwar auf der Grenze zwischen den beiden Gebieten — auf dem Platze, der ihnen vormals als Kampfplatz gedient hatte. Allein es war dies sozusagen ein Stück verfehmtes Land, das der gänzlichen Verwilderung und Verödung anheimgefallen war. Keine Kokospalme, kein Fruchtbaum irgend welcher Art durfte auf ihm wachsen, und es bot somit für den Anfang keinerlei Aussicht fürs Durchkommen.

Als die Heiden von Wet davon hörten, daß Bao hier seinen Sitz aufschlagen und sogar ein christliches Dorf anlegen wolle, kam ihnen die Sache höchst lächerlich vor, und selbst seine Freunde suchten ihm den Plan auszureden, da sie ihn für aussichtslos

hielten. Aber Bao war nicht der Mann, der sich durch die Schwierigkeiten des Anfangs abschrecken ließ. Es stand nicht lange an, so erhob sich in der Einöde eine kleine schmucke Hütte. Bald darauf bauten sich Leute, die in Baos Nähe sein wollten, aus den entferntesten Ortschaften der beiden Distrikte ebenfalls an, und es entstand so nach und nach eine saubere Ansiedlung mit Palmen und Bananen-Gärten, die die sonst öde, unbebaute Ebene bedeckten. Die kleine Ansiedlung wuchs zum stattlichen Dorfe an, in dessen Mitte sich zwischen dem herrlichsten Grün eine freundliche Kapelle erhob, so daß sich hier des Propheten Wort erfüllte: „Die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das dürre Land wird fröhlich stehen und wird blühen wie die Lilien.“ (Jes. 35, 1.)

Die Heiden staunten die Sache wie ein Wunder an, und für manchen war diese friedliche Stätte eine lebendige Predigt. Nur unserem „Kannibalen-Karl“ war sie ein Dorn im Auge, umso mehr, als durch das Umsichgreifen des Christentums und die Unterdrückung der alten heidnischen Sitten sein Einfluß mehr und mehr dahinsank. Selbst unter den Heiden fing sein Stern an unterzugehen. Er wußte nur zu gut, daß mit dem Christentum nicht nur der Kannibalismus und die finsternen Werke des Heidentums in Wegfall kamen, sondern daß sich auch eine neue, ihm zuwiderlaufende Lebensordnung Bahn brach. Sein altes wüstes, ungeordnetes Leben wollte er aber nicht aufgeben. Er ergriff daher die erste beste Gelegenheit, die sich ihm bot, um von dem Schauplatz seiner dunklen Vergangenheit fortzukommen. Er bestieg ein Schiff, das vor Lifu anlegte, und fuhr damit nach den Fidjchi-Inseln, unter dessen Kannibalen er sich niederließ. Hier hat er dann den Rest seines verworfenen Lebens vollends zugebracht, bis ihn der Tod vor Gott, den ewigen und gerechten Richter, rief.

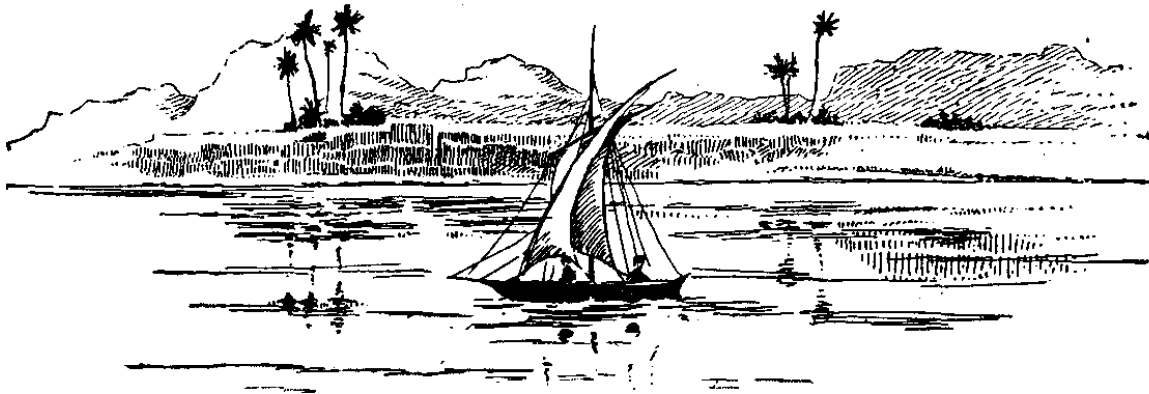
So wich der heidnische Weiße dem anbrechenden Lichte, während der bekehrte Schwarze alle seine Kraft daran setzte, diesem auf der Insel vollends zum Durchbruch zu verhelfen. Er arbeitete nicht vergeblich. Das Wort Gottes erwies sich als eine erneuernde Kraft auf dem Eiland. Die früheren endlosen Kämpfe wurden beigelegt, die Menschenfresserei hörte auf und christliches Leben zog an Stelle der heidnischen, wilden Gebräuche ein.

Aber wertvoller als diese gesegnete äußere Wandlung auf der Insel war der andere Erfolg, daß nun fort und fort Seelen

hier dem Herrn und Heiland zugeführt werden konnten als ewige Frucht und Lohn Seiner Schmerzen am Kreuze.

Erst 1859 ließen sich die ersten Missionare auf der Insel nieder und traten so in das stille, aber gesegnete Werk Paos ein. Der Lebensabend unseres Freundes, des schwarzen und treuen Dieners Gottes, war friedlich und überaus glücklich. Er verteilte seine geringe Habe noch sorgfältig unter seine Freunde und seine Frau und beiden Töchter, richtete Worte des Trostes an sie und ging dann nach seinem treuen Laufe ein in die ewigen Freuden seines Erlösers und Herrn.

Seht, ihr jungen Freunde, so ging die Seele des Weißen, der Gottes Wort und Heil verschmähte und den Lüsten seines Herzens folgte, wobei er von Stufe zu Stufe sank, abwärts ins ewige Verderben, die Seele des Schwarzen aber, der Gottes Gnade in Jesu Christo im Glauben ergriff und dann seinem Heiland und Herrn treu diente, ging hinauf in die lichten, ewigen Wohnungen Gottes, in das selige, himmlische Vaterhaus. Wem wollt ihr folgen? —



Sechs „Eins“ in der Heiligen Schrift.

- „Eins — tue ich,“ sagt Paulus zu den Philippern.
- „Eins — weiß ich,“ heißt es in den zwölf ersten Kapiteln des Johannes.
- „Eins — bitte (begehre) ich,“ steht in den Psalmen, vor dem 30sten.
- „Eins — ist not,“ wird in der ersten Hälfte vom Evangelium Lukas gesagt.
- „Eins — fehlt dir noch,“ sagt der Herr zu jemand im Evangelium.
- „Eins — soll uns nicht verborgen sein,“ lesen wir im zweiten Briefe Petri.

Wer findet diese Stellen? —





Folgende ernste Tatsachen über den **Mißbrauch des Alkohols** sind neulich auf einer Versammlung in Berlin festgestellt worden: Jährlich erkranken in Deutschland 30 000 Personen am Säuserwahnsinn; jährlich verunglücken tödlich in der Trunkenheit 1300 Menschen; jährlich werden 1800 Selbstmorde in Deutschland durch Trunkenheit verursacht; jährlich werden 150 000 Deutsche wegen solcher Vergehen und Verbrechen gerichtlich verurteilt, die im Rausche begangen sind. Allein im Berliner Krankenhaus Friedrichshain werden alljährlich etwa 200 am Säuserwahnsinn Erkrankte aufgenommen und wie der ärztliche Direktor des Krankenhauses in einem Berichte ausführt, ist diese Zahl noch viel zu gering angegeben, da sich Säuserwahnsinn im Anschluß an andere Krankheiten entwickelte, die als Grund der Aufnahme genannt wurden. Man gehe wohl kaum fehl, führte der Direktor aus, wenn man annehme, daß bei Männern ein Viertel bis ein Fünftel aller Krankheiten durch übermäßigen Alkohol- und namentlich Schnaps- genuß hervorgerufen ist. Teils seien es Erkrankungen der Leber, teils des Muskel- und Nervensystems, die durch übermäßigen Alkoholgenuß bewirkt werden und Leben und Gesundheit eines großen Teils unserer Bevölkerung frühzeitig schädigen oder ganz vernichten.

Sprachenverteilung.

Chinesisch sprechen 330 Millionen Menschen, indisch 263 Millionen (aber dabei sind es 147 verschiedene Sprachen, die in Britisch-Indien gesprochen werden), englisch 147 Millionen, deutsch

71 Millionen, russisch 56 Millionen, französisch 50 Millionen, japanisch 47 Millionen, spanisch 46 Millionen, italienisch 38 und türkisch 30 Millionen.

Die schnellsten Tiere.

Wenn alle Vierfüßler der Erde zu einem Wettlauf zusammenträten, so würde die Gazelle den ersten Preis davontragen, die in der Sekunde 27 m (allerdings nur während kurzer Zeit) zu durchheilen vermag. Dann käme das Rennpferd mit etwa 25,3 m, während der schnellste Hund der Welt, der russische Wolfshund, 25 m in der Sekunde läuft. Für den Rennsport gezogene englische Windhunde machten in der Sekunde 18 bis 23 m. Ein Fuchshund durchlief vier englische Meilen (zu 1609 m) in 360,5 Sekunden, legte also in der Sekunde 18 m zurück; englische Hühnerhunde sollen 25 bis 30 km in der Stunde machen, in der Sekunde mithin 7 bis 8 m, diese Schnelligkeit aber 2 bis 3 Stunden lang aushalten können. Nach Hayes vermögen die halbwilden Eskimohunde stündlich 15 km hinter sich zu bringen, und dieser berühmte Polarfahrer legte selbst im Hundeschlitten 11 km in 28 Minuten zurück. Nach dem Windhunde folgt das Durchschnittsrennpferd mit etwa 1200 bis 1300 m in der Minute; der Hase soll es unter Umständen bis zu 1080 m bringen, während ihm für gewöhnlich bloß 400 m zugebilligt werden. Dann kommen die Giraffe mit 900, der Tiger mit 860, das Renntier mit 850 und der Wolf mit 570 m. Dieser graue Better des Hundes ist ein vortrefflicher und ausdauernder Läufer; verfolgt oder vom Hunger getrieben, durchläuft er 80 bis 100 km in einer Nacht, und es gilt als unmöglich, einen ausgewachsenen Wolf auf der Flucht einzuholen. Wölfe verfolgten einen englischen Radfahrer, dem sie auf ebener Landstraße fünf Viertelstunden auf den Fersen blieben, dabei 28 Meilen (engl.) zurücklegend: das sind 36,05 km für die Stunde und 10,01 m für die Sekunde. — Von den Vögeln hält den Rekord unsere Turmschwalbe (Mauersegler) mit rund 494 km in der Stunde (137,5 m in der Sekunde). Ihr am nächsten kommt der virginische Regenpfeifer mit 415 km (115 m in der Sekunde); dann folgt der Wander- und Lerchenfalk mit 269 km (74 m in der Sekunde). Zum Überbringen von Nachrichten abgerichtete Schwalben sollen eine Geschwindigkeit von 240 bis 250 km (67 bis 68 m in der Sekunde) erreichen, während der schnellste Briestaubenflug, den Gätke auf Helgoland

beobachtete, 185,5 km in der Stunde (51 m in der Sekunde) betrug. Der Strauß legt, indem er mit den Flügeln nachhilft, in der Sekunde 33 m zurück. — Unter den Fischen ist der schnellste der Delfin, der in der Stunde 37 km (10,29 m in der Sekunde) durchschwimmen kann; in ziemlichem Abstand folgen dann der Lachs mit 24 km (6888 m) und der Hering mit 22 km (6172 m).

Ein Blick in Gottes Werkstätte.

Untersucht man die Schneide eines Rasiermessers mittels eines Mikroskops, so zeigt sie das Aussehen eines dicken Messerrückens, voll von Unebenheiten und voller Scharten. Eine sehr kleine Nähnadel gleicht einer rohen, eisernen Stange, deren Oberfläche, trotzdem sie poliert ist, überall uneben und höckerig erscheint. Untersucht man dagegen einen Bienenstachel mit einem starken Vergrößerungsglas, so zeigt sich überall die vollkommenste Politur und Glätte ohne die geringste Unebenheit und eine so feine Spitze, daß man sie kaum erkennen kann. Der feinste Schleierfaden sieht unter einem Vergrößerungsglas gerade so aus wie ein grober Strick, behaart und zottig, während der Seidenwurmfaden vollkommen glatt, glänzend und überall gleich ist. Der kleinste Punkt, den wir mit der Feder auf Papier machen und den wir für tadellos und kreisförmig mit unseren Augen ansehen, erscheint unter dem Vergrößerungsglas sehr unregelmäßig und uneben, während die kleinen Punkte auf den Flügeln der Insekten fehlerfreie Kreise sind. So vollkommen ist Gottes Hand im Vergleich mit den Werken der Menschenhand.

Wieviel Tierarten gibt es auf der Erde?

In der Britischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften hat der bekannte Zoologe A. G. Shipley einige interessante Mitteilungen gemacht über die Fortschritte der zoologischen Forschung. Vor etwa einem Jahrzehnt hat Günther eine auf genauesten Studien aufgebaute Liste der Tierarten aufgestellt, die man um 1830, und eine von denen, die man 50 Jahre später kannte. 1830 waren der zoologischen Wissenschaft 1200 verschiedene Säugetiere bekannt; 1881 war die Zahl der bekannten Spezies auf 2300 angewachsen. Die Vogelarten wurden 1830 auf 3600 beziffert, 1881 kannte die Forschung deren 11000. Bei den Reptilien schritt die Forschung von der Kenntnis von 543 zu 3400 (im Jahre 1881); je kleiner die Tiere sind, desto größer ist

die Zahl der Arten, die inzwischen bekannt wurden. Von 1830 bis 1881 stiegen die Fischarten von 3500 auf 11000, die Mollusken von 11000 auf 33000, die Moostierchen von 40 auf 120, die Schalthiere von 1290 (1840) auf 7500, die spinnenartigen Spezies von 1048 auf 8070, die Tausendfüßer von 450 auf 1300, die Insekten von 49100 auf 220150, die Stachelhäuter von 230 (1838) auf 18403, die Würmer von 372 (1838) auf 6070, die Coelenteraten von 500 (1834) auf 2200, die Poriferae von 50 (1835) auf 400 und die Urtiere von 305 (1838—1844) auf 3500. Um 1840 also kannte man insgesamt rund 73588 Tierarten; um 1881 war die Zahl der erforschten Tierarten bereits auf 311653 angewachsen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß seit 1881 alljährlich durchschnittlich 12000 Tierarten entdeckt wurden, so daß man heute wohl gegen 600000 Spezies kennt. Das ist eine gewaltige Summe, jedoch nur wenig im Verhältnis zu den existierenden und noch nicht bekannten Arten. Um 1895 berechnete der Zoologe Sharp die Zahl der bekannten Insektenarten auf eine Viertelmillion, aber zugleich sprach er die Überzeugung aus, daß diese 250000 verschiedene Insektenpezien nur ein Zehntel der Arten darstellen, die auf der Erde existieren und erst noch der Entdeckung der Wissenschaft harren. Gerade im Reiche der kleinen Tiere steht der Forschung noch ein unbegrenztes und unüberschaubares Arbeitsfeld offen, während man bei den größeren Tieren, insbesondere bei den Säugetieren, wohl annehmen darf, daß die meisten Arten der Forschung bekannt sind.

Alte Leute in Europa.

Eine große Lebensdauer einzelner Persönlichkeiten weist Spanien auf. Im Durchschnitt erreichen in einem Jahre 400 Menschen das Alter von 100 Jahren. In Deutschland zählt man nur 78, in Frankreich 213 Hundertjährige jährlich. In England beträgt die Zahl derselben 146, während das kleine Irland 578 aufweist. Es ist sonderbar, daß in der Schweiz, die doch durch gesunde, kräftige Luft bekannt ist, sehr selten jemand 100 Jahre alt wird. In Dänemark nur zwei Personen jährlich. Eine auffallend hohe Zahl alter Leute weisen die Balkanstaaten auf, aber auch Rußland und Schweden und Norwegen. — Dort findet man nicht sehr selten Leute, 120—130 Jahre alt. Sehr bemerkenswert aber ist es, daß viele Personen, die so alt werden, reich sind an Arbeit und Entbehrungen.

Zähes Leben.

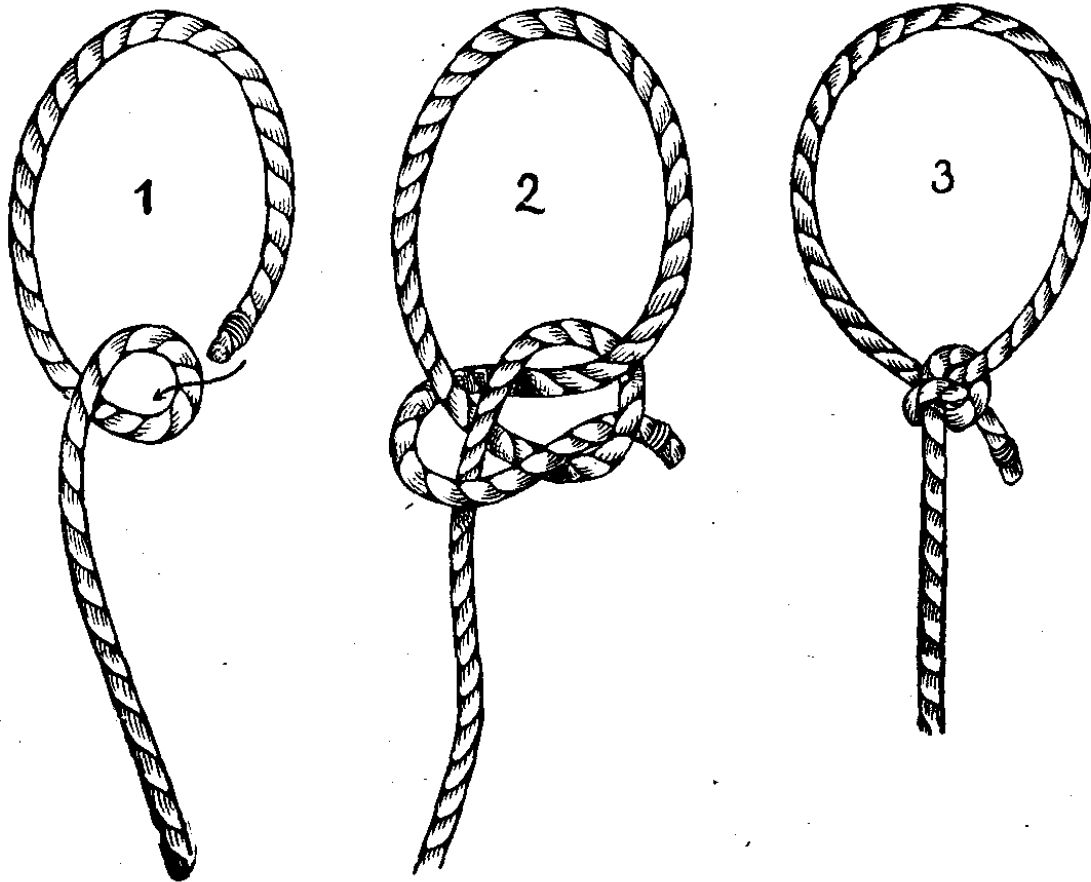
Im ganz hohen Norden gibt es mehr als zwei Duzend verschiedene Sorten Schmetterlinge. Sie haben ein so zähes Leben, daß man sie einfrieren lassen kann, und, nach mehreren Stunden wieder aufgetaut, fliegen sie fröhlich davon.

In Schottland fand man in einem gesprengten, großen Stein von über 30 Zentner Gewicht einen lebenden Wurm, der elf Zoll von der Außenkante im Innern des Steins eingebettet lag. — Nun leset noch nach, was der Heiland im Ev. Joh. 5, 28. 29. von uns Menschen sagt! —



Eine Knotenschlinge.

Eine feste Schlinge, ein Knoten, der sich nicht verschiebt, ist oft Goldeswert. Es gibt Fälle genug, in denen ein rasch geschürzter, an rechter Stelle feststehender Knoten schon vor großem Schaden bewahrte und selbst ein Unglück verhüten half auf Spaziergängen oder auf Reisen zu Wasser und



zu Land. — Aus diesen drei Bildern läßt sich leicht ersehen, wie man einen solchen Knoten zustande bringt. Wer nacheinander Fig. 1—3 aufmerksam betrachtet, wird weiterer Anleitung nicht bedürfen.



Der Leuchtturm und seine Bewohner.

Wem von den jungen Freunden hat nicht schon einmal im Walde bei seinen Spaziergängen, wenn er vom rechten Pfade abgekommen war, ein Wegweiser als freundlicher Retter gewinkt? Und mit welchem Jubel wurde dieser stumme Freund, der seine Arme nach rechts und links hinausstreckte, begrüßt. Ähnlich geht es den Schiffern auf hoher See, wenn sie oft tage- oder manchmal wochenlang mit Sturm oder Nebel kämpfen müssen und ihnen dann auf einmal durch Wogengebraus und Wetternacht von fernher die hellen Strahlen eines Leuchtturms einen Gruß entbieten; sie wissen, dieses freundliche Licht ist mein Führer, bedeutet Rettung für mich.

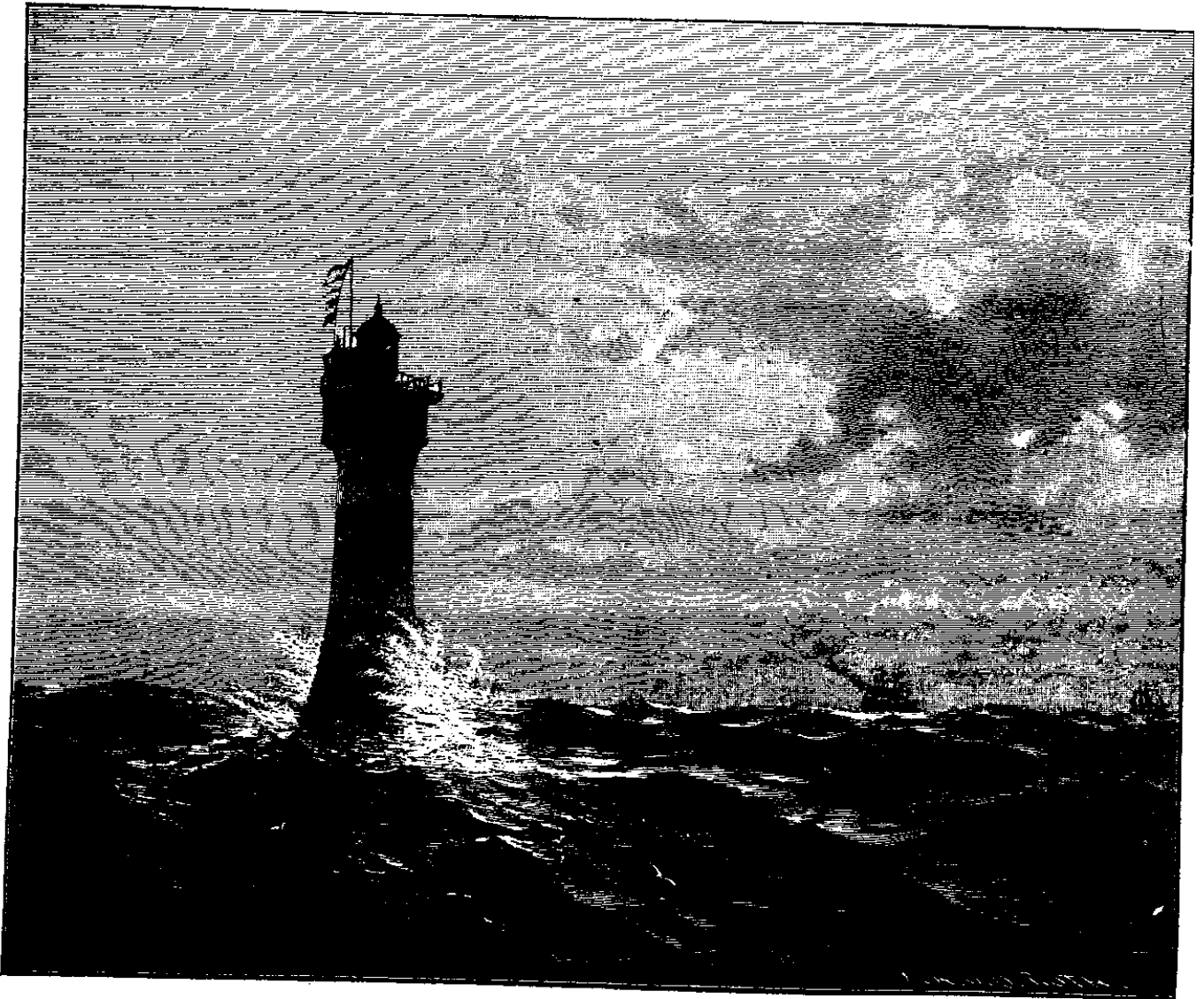
Wenn nach einer langen Seereise der Matrose im Mastkorb diesen ersten Lichtstrahl signalisiert, geht es wie neues Leben durch die Schiffsmannschaft, die Glocke ertönt, Flaggen werden gehißt, kurzum, es geht ein Jubel durch die ganzen Reihen, weil man weiß, dieser Lichtstrahl ist ein Willkommen vom sicheren Lande, vielleicht gar vom heimatlichen Boden. Diese stummen Freunde stehen darum bei den Seeleuten in hoher Gunst, insbesondere die Küstenfischer und Küstenfahrer betrachten sie als ihre Gönner.

Aber wie ein Wegweiser ohne Inschrift ein totes Wesen bleibt und für den Wanderer wertlos ist, so sind die Leuchttürme für den Seemann erst dann von Wert, wenn sie von Wächtern bewohnt und mit dem hellen Lichte treu bedient werden.

Wenn nun der Seemann in seinem Beruf von tausend Gefahren umgeben ist, so ist das Leben der Leuchtturmwächter nicht minder gefährvoll. Schwer ist ihr Nachtwerk und einsam fließen ihre Tage dahin. Bei eintretender Dämmerung steigt der Wächter in den einsamen Käfig seiner Laterne und zündet das Licht an, das nun weit hinaus über das dunkle, geheimnisvolle, brausende Meer seine Strahlen sendet. So sitzt er von Schicht zu Schicht auf seiner Warte, läßt sein Licht leuchten und achtet auf das der benachbarten Türme. Dabei muß er alle Vorgänge, mögen sie noch so unscheinbar sein, das Vorüberziehen der Schiffe, den Wechsel der Witterung in genauer Zeitbestimmung notieren. Ist die Schicht, die gewöhnlich von der Abenddämmerung bis zur Mitternacht dauert, abgelaufen, dann drückt der Wächter auf eine Klingel, das ist das Signal zur Ablösung, der Gefährte erscheint, der dann bis zum Anbruch des neuen Tages Wache halten muß.

So sitzen diese Leute Tag für Tag in ihrem Zellengefängnis, das Brausen des Meeres ist ihr Morgenlied, und das Heulen des Sturmes ihr Nachtgesang.

Den Turm zu verlassen ist dem Wächter selten vergönnt. Vielleicht im Sommer und da sehr selten, denn die Klippen, auf denen die Leuchttürme stehen, werden fast beständig von Schlag-



wellen umbrandet, die, wenn der Wächter nicht aufpaßt und das Zimmer offen läßt, in einem Moment die ganze Stube ausspülen und die Möbel ins Meer fegen. Oft kommt es auch vor, daß der Wächter schon am Mittag Fenster und Türen verrammeln muß, dann müssen die Lampen angezündet werden, und er lebt in der Nacht, während draußen das grollende Meer mit furchtbarem Tosen und Brausen gegen die Scheiben prallt. Diese Ein-

terkerung dauert manchmal 14 Tage, drei Wochen, im Winter oft ganze Monate, ringsum das einförmige Grau des Meeres, keine rechte Gelegenheit zur Bewegung, als nur das Auf- und Absteigen auf der Leiter, die zur Laterne führt; und dabei sind sie nicht selten Augenzeugen von allen möglichen traurigen Ereignissen, ohne immer in der Lage zu sein, Hilfe leisten zu können. Dieses sind alles Dinge, die auch einem wetterharten Seemann mit der Zeit die Nerven zerstören können.

So erzählt der Franzose Gofic von einem Wächter auf dem Leuchtturm, der plötzlich wahnsinnig wurde und seinen Gefährten über die Rampe ins Meer stürzen wollte. Der andere mußte einen schweren Kampf bestehen und konnte nur mit Mühe die schwarze Notflagge hissen. Endlich, nach einer verzweifelten Nacht, wurde das Notzeichen am Lande bemerkt und es kam Hilfe, man konnte den Wahnsinnigen fesseln und ans Land bringen. Oft ist es schon vorgekommen, daß ein Wächter, der zum ersten Male einen Leuchtturm betrat, sich sofort wieder ablösen ließ. Die Einsamkeit, das Gebrüll des Meeres und die Windstöße, die den Leuchtturm erschüttern, üben eine solche Wirkung aus, daß der Ankommende nicht eine Stunde hier bleiben möchte. Die Tagebücher der Türmer reden oft eine erschütternde Sprache.

So mächtig die Wirkung des Leuchtapparates auch sein mag, oftmals ist der Nebel so dicht, daß es ihm nicht gelingt, das schauerliche Dunkel zu durchdringen und den Schiffen der ersehnte Wegweiser zu sein. Auch das dumpfe Gebrüll oder Geheul der Meeres sirenen, d. h. der lauten, unheimlichen „Nebelhörner“, verhallt oft tonlos in diesen schweren Nebeln. Wie manche Schiffe haben erst den Ton der Sirenen gehört und den Lichtschimmer wahrgenommen, als sie schon von tobenden Wogen an die Felsen des Turmes geschleudert waren. Einst bemerkte der Wächter auf einem Turme, in der Nähe der französischen Küste, im fernen Osten einen Brand auf dem Meere. „Die Finsternis,“ schreibt er, „verhinderte mich, deutlich zu sehen. Wohl konnte ich den Umriß eines großen Schiffes erkennen, an dem an drei verschiedenen Stellen die Flammen herauschlugen, von Zeit zu Zeit hörte ich auch ein donnerähnliches Krachen, als wenn Explosionen stattfänden; der aufregende Anblick dauerte von 7—8 Uhr abends. Notsignale zu geben war mir unmöglich, es war tiefschwarze Nacht. Am anderen Morgen lächelte der Himmel im schönsten Blau und die See war wieder ruhig.“ Was mag der Türmer in seiner

Dhnmacht in diesen Stunden bis zum Morgengrauen gefühlt haben! Das Fehlen einer Barke, die Unmöglichkeit, den Posten zu verlassen, machen so die Wächter zu unglücklichen Zeugen von furchtbaren Katastrophen. Und nicht nur, daß sie oftmals untätige Zeugen solcher erschütternden Schiffsunglücke sein müssen, sie selbst müssen täglich dem Tod ins Auge schauen, denn, obwohl die Leuchttürme im allgemeinen fest gebaut sind, widerstehen sie doch nicht immer der Gewalt der Elemente. Wie gar manchmal ist es schon vorgekommen, daß so ein Turm am Nachmittag noch über das Meer hinausragte und am anderen Morgen war er verschwunden. Er ist nicht mehr; was birgt das alles in sich!

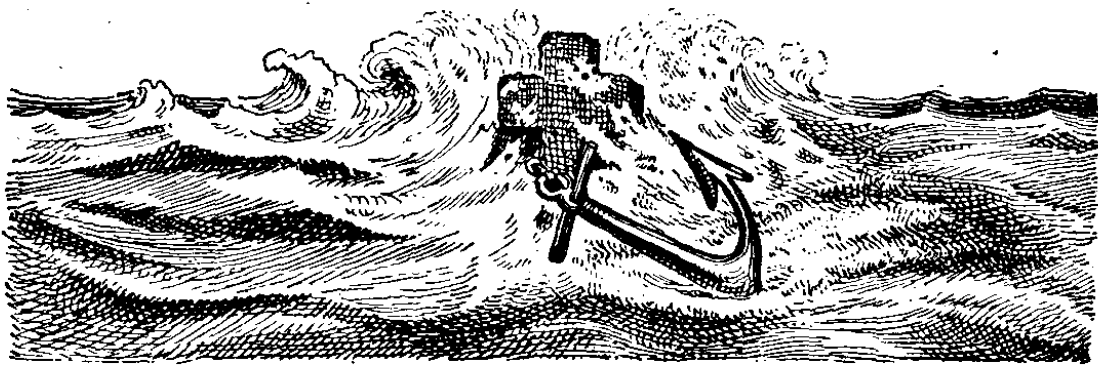
„Es war am 7. Januar 1893,“ so schreibt ein englisches Blatt, „da fiel ein Wächter eines Leuchtturmes von der Leiter, die zur Laterne führte, herab, er war sofort tot. Seine beiden Gefährten hüllten ihn in ein Tuch ein und gaben am anderen Morgen Notsignale, aber der ungünstige Wind machte ein Landen an dem Felsen unmöglich; es dauerte 15 Tage, bis es möglich war, die beiden anderen Wächter abzulösen. Als das Boot landen konnte, war der eine Wächter irrsinnig und der andere gemütskrank geworden. Beide wurden wiederhergestellt, konnten sich aber nie mehr entschließen, ihre alte Beschäftigung wieder aufzunehmen.“ Ihr seht also, wie das Meer mit seiner Majestät und Schönheit tausende von Gefahren in sich birgt, und wie der Seemann und die, welche zu seiner Rettung bereit sein sollen, täglich von den Schrecken des Todes umgeben sind.

Aber noch mehr predigt uns so ein Leuchtturm mit seinen Bewohnern. Erinnert er uns doch an das Wort des Psalmisten: „Wenn Jehova die Stadt nicht bewacht, vergebens wacht der Wächter!“ (Psalm 127, 1.) Ja, so ist es auch mit den Wächtern auf dem Leuchtturm und mit den Seeleuten, sie alle sind in der Hand Dessen, dem Wind und Meer gehorchen müssen. Auch du, mein lieber, junger Freund, der du diese Zeilen liest, du befindest dich auf einer Meerfahrt durch dieses Leben; Sturm und Wellen umtosen dich in mancherlei Gestalt, und viele sind der Gefahren, die dir auf dieser Fahrt drohen; aber mitten in dieses weite Meer mit seinen tausenderlei Gefahren ist ein Leuchtturm hineingestellt, der jedem Sturme Troß bietet, und den keine Wellen hinwegspülen können: es ist das Kreuz auf Golgatha. Es leuchtet jedem Seefahrer, jedem Versinkenden entgegen, und wer zu ihm eilt, der ist gerettet. Und den Wächter, der dort für alle Schiffbrüchigen

eine Station, ein sicheres Rettungsheim geschaffen hat, kennst du Ihn, mein Freund? Es ist Jesus Christus, der Sohn Gottes, der für uns starb, aber auferstanden ist und nun zur Rechten Gottes thront. Er wacht ohne Ermüden Tag und Nacht. Treu schaut Er nach den Menschenkindern aus, um sie in den sicheren Hafen zu bringen, wo Sturm und Wetter ewig schweigen. Vertraue dich und dein Lebensschifflein Ihm an, dann bist du wohlgeborgen und kannst fröhlich singen:

„Und wenn die Stürme brausen,
Rings um mein Schifflein her,
Und wenn die Wellen toben
Und wüten gar zu sehr,
Will ich doch nicht verzagen,
Er will mein Retter sein,
Mit Ihm darf ich es wagen,
Er bringt mich sicher heim.“

H. W.



Jesus Christus.

Willst du nicht im Finstern weilen,
Mußt zum „Licht der Welt“*) du eilen;
Willst du nicht des Hungers sterben
Und das ew'ge Leben erben, —
Jesus ist „das Brot des Lebens“,*)
Ohne Ihn lebst du vergebens.
Willst du hin zur Seligkeit,
Er ist „der Weg“*) zur Herrlichkeit.
Willst du nicht im Sturm zerbrechen,
Er, „der Fels“,**) trotzt allen Wellen!

*) Wo wird der Herr im Evangelium Johannes so genannt? **) Wo so genannt im 2. Korintherbriefe?



„Laßt euer Licht leuchten!“



Der Herr Jesus sagt: „Ich bin das Licht der Welt!“ Und Er fügt hinzu: „Wer Mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis bleiben, sondern das Licht des Lebens haben.“ (Joh. 8). Ach, wie viele Tausende sind durch Ihn aus

der Macht der Finsternis zu Gott und Seiner ewigen Herrlichkeit geführt worden.

Nun sollen aber auch alle, welche an Ihn glauben und auf Gottes Seite stehen, durch einen treuen Wandel in dieser dunkeln Welt für Ihn leuchten; dann erst sind sie Zeugen für Gott und ein Segen für ihre Umgebung. Die Heilige Schrift sagt zu den gläubigen Christen, jung und alt: „Wandelt als Kinder des Lichts!“ (Eph. 5, 8.) Und in der Bergpredigt ruft der Herr Jesus den Jüngern und allen Gläubigen zu: „Laßt euer Licht leuchten!“

Ach, daß es alle tun möchten; daß alle, die den Namen Christi tragen, gütig, gerecht und gottselig lebten! Wie viele Menschen, groß und klein, die noch in der Sünde wandeln, in der Irre gehen, unglücklich sind und elend, würden dann auch gerettet werden für Zeit und Ewigkeit!

Wir alle sollten also Leuchttürme sein in der Welt. Es gibt nach einer Angabe aus einer Zeitung 15 224 Leuchttürme auf der ganzen Erde, wenn man nicht nur die großen mitrechnet, sondern auch die kleinen, wie z. B. die auf Schiffsbrücken stehen.*)

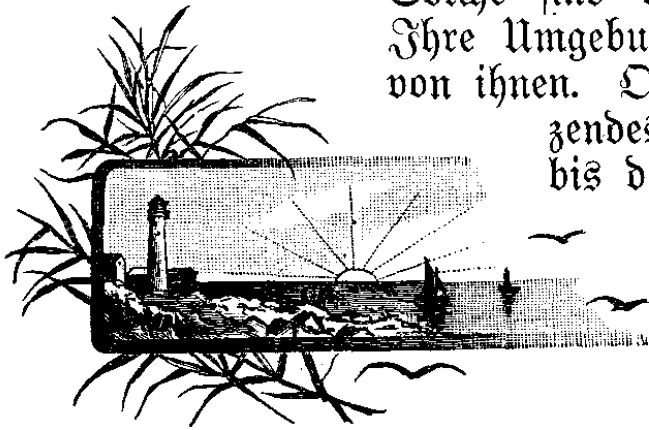
Aber auch die kleinen Leuchttürme sind wichtig, ja, unentbehrlich. Wehe den Schiffen, wenn sie fehlen! — Und ihr, meine jungen Freunde und Freundinnen, in den Schulen, in Fabriken, in den Werkstätten, bei euren Lehrherren, Kameraden und Kollegen, sollt auch leuchten für den Herrn durch einen guten Wandel, durch Wahrheit und Treue im Beruf.

Allerdings, wenn das Öl noch auf der Lampe fehlt, d. h.

*) An den Küsten des Atlantischen Ozeans stehen die meisten Leuchttürme, nämlich 12 191; der Stille Ozean besitzt 2 288, der Indische 674, und in den Polargegenden befinden sich 88.

wenn euer Herz noch nicht den Heiland liebt und Ihm angehört, welcher das wahrhaftige Licht ist, so könnt ihr noch nicht leuchten, kein Licht sein. Und auch die, welche schon im Heiland Frieden haben, können nur dann leuchten, wenn sie wachsam sind, sich Mühe geben. Wenn der Turmwächter die Scheiben nicht blank hält, so dringt das Licht nicht durch. So gleichen manche Christen Leuchttürmen und Laternen mit trüben, unsaubereren Gläscheiben, denn sie nehmen es leider nicht genau mit ihren Worten und Pflichten.

Solche sind keine Zeugen für den Herrn. Ihre Umgebung hat keinen wahren Segen von ihnen. O, möchtet ihr ein klares, glänzendes Licht sein in der dunkeln Welt, bis der Herr kommt! —



Des Leuchtturms Licht fällt auf
das Meer.
Es strahlt so weit hinaus.
Den Schiffer zieht's zum Hafen
her,
Zeigt ihm den Weg nach Haus.



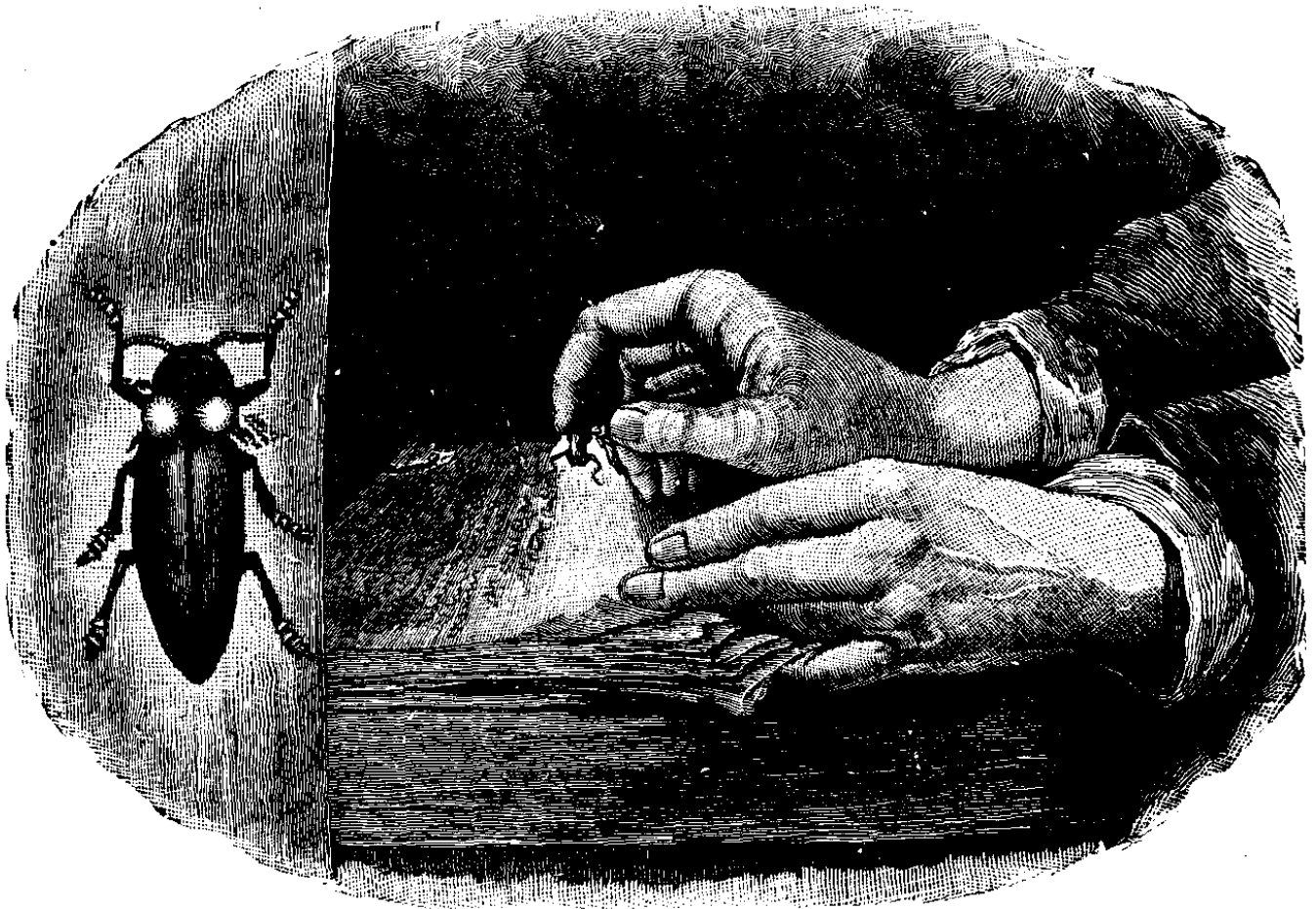
Leuchtkäfer und Lichtträger in der Tierwelt.

Mancher junge Leser mag denken: „Ach, mein schwaches Licht hat keinen Wert in der Welt!“ Sage das nicht. Wie manches kleine Licht, das eine schwache Frau oder ein Kind bei Nacht auf das Fensterbrett ihrer Hütte gestellt, hat einem verirrtten Wanderer in der Ferne wieder den rechten Weg gezeigt! — Das schwache Licht eines Glühwürmchens oder eines Leuchtkäfers mag schon einem Verirrten einen Dienst erwiesen haben. —

Laßt mich euch nun im Anschluß an diese Ermahnung und Ermunterung einige Mitteilungen machen über allerlei leuchtende Tiere. —

Ihr alle habt gewiß schon auf nächtlicher Wanderung oder des Abends spät im Hochsommer in Wäldern und Tälern die Leuchtkäfer gesehen. — Wie von kleinen fliegenden Sternen war der Wald oder das Gras durchsät, auch an den Gebüschchen und Felswänden saht ihr die hellen Funken oder großen, leuchtenden, goldenen Punkte. Dieses liebliche, reizende Schauspiel gewährt uns also der Leuchtkäfer, auch Glühwurm genannt, der auch, weil

er um die Zeit des Johannestags erscheint, Johanneskäfer heißt. Der weibliche Leuchtkäfer gleicht einem Wurm, weil er keine Flügel hat; das Männchen dagegen ist geflügelt, und daher kommt es, daß man einzelne fest auf dem Boden sitzen sieht, während andere sich umhertummeln, aber beide leuchten. Außerdem gibt es noch eine größere und eine kleinere Art von Leuchtkäfern bei uns; die kleinere hat den Vorzug, daß sie stärker leuchten und zahlreicher beisammen sind. Das Licht nun, das der Leuchtkäfer ausstrahlt,

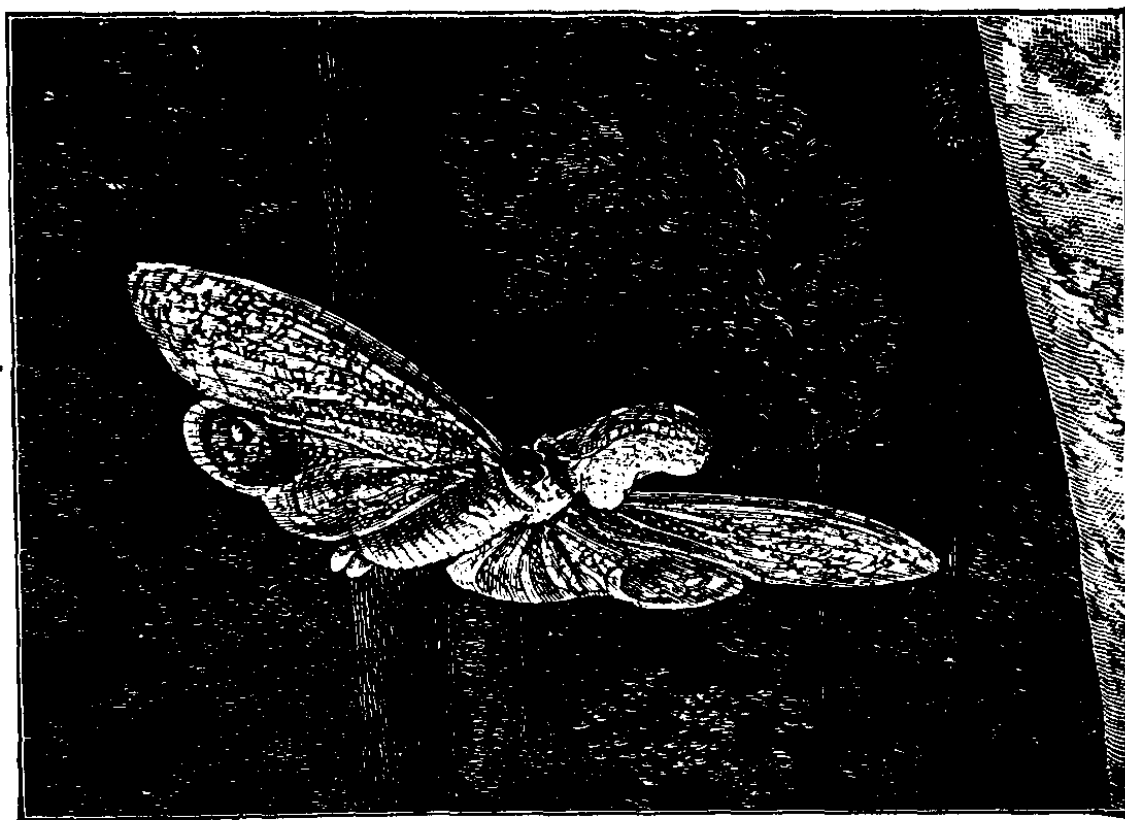


Der Cucujo (*Pyrophorus noctilucus*).

kommt von einer leuchtenden Zellensubstanz am Hinterleibe her. In den tropischen (heißen, südlichen) Ländern besitzen die Leuchtkäfer, die ohnehin auch größer sind, eine weit stärkere Leuchtkraft. In Mittel- und Nordamerika z. B. kommt der Cucujo vor. Er gehört zu den sogenannten Schnellkäfern, die sich auf wunderbare Weise emporschnellen können. Das Licht, das der Cucujo ausstrahlt, soll so hell sein, daß man bei demselben gewöhnliche Druckschrift, sobald man ihn zwischen zwei Fingern hält und ihn über

die Druckschrift hinwegführt, bequem lesen kann. Dieser Käfer wird auch abends als Schmuck auf Kleidern und im Haar verwendet. Und wenn er in größerer Anzahl in den Wäldern umherfliegt und sein in wechselnden Farben, rot, gelb und grünlich strahlendes Licht leuchten läßt, so gewährt ihr Spiel einen wundervollen Anblick. Diesem Schauspiel gegenüber erscheint uns eine durch Menschenkunst bereitete Illumination gar arm und dürftig.

In Brasilien gibt es einen Nachtschmetterling, der Laternen-träger heißt, weil er unter seinen Flügeln ein Licht leuchten läßt,



Der Laternen-träger.

das ebenfalls den Urwald erhellt. Bei den Eingeborenen erfreut sich der Laternen-träger gerade keiner Beliebtheit, da man ihn zu den giftigen Tieren rechnet, dessen Gift den Menschen sehr gefährlich werden kann.

Von den leuchtenden Seetieren gibt es Seesterne, Schlangensterne, Seefedern, Georgonien und See-Annemonen, die Leuchtreflexe von sich geben. Das glänzendste Schauspiel eines leuchtenden Tieres bietet aber das zu den Manteltieren gehörende Pyrosoma. Der große Naturforscher Alexander von Humboldt erkannte beim Lichte dieses Tieres im Golfstrome Delfte und

Fische. Andere Beobachter vergleichen das Tier mit glühenden Augen und fanden sein Licht, das abwechselnd grün, blau, gelb und rot war, so hell, daß man bei demselben schreiben konnte. Ein amerikanischer Schriftsteller erzählt von einer Luftfahrt im Hafen von Florida, als ein junges Mädchen eine Pyrosoma fing und in den Händen emporhielt. Das von dem Tier ausgehende Licht soll so stark gewesen sein, daß man in der dunklen Nacht auf ca. 100 Meter Entfernung die Gesichtszüge des Mädchens erkennen konnte, und man glaubte, daß das Mädchen einen feuer-sprühenden Gegenstand in den Händen hält.

Auch leuchtende Tiefseefische sind zahlreich beobachtet worden, leuchtende Krabben, Haifische, kleine Krebse.

Von sonstigen Landtieren soll die afrikanische Eidechse leuchtend gesehen worden sein. Auch auf der Brust des Nachtreihers haben Fischer einen gelblichen Fleck beobachtet, der ein Licht ausströmt, durch das die Fische verführt werden, auf die Oberfläche des Wassers zu kommen. So hat Gott den leuchtenden Tieren und Pflanzen ihre Lichtkraft meist nur zur Abwehr von Feinden oder zur Anlockung ihrer Nahrung verliehen. Uns aber, die wir Heil in Jesu Christo gefunden, gab Er göttliches Licht zum Heil und Leben und zum Preise Seiner Gnade, wie zum Segen für alle, in deren Mitte wir leben.



Laß dein Licht leuchten!

Kannst du gleich der Sonne nicht
Tausenden den Pfad erhellen,
Willst du deshalb scheu dein Licht
Unter einen Scheffel stellen?
Sieh, dies Lämpchen, dessen Schein
Raum erhellt dein Kämmerlein,
Hat vielleicht schon dann und wann
Froh ein müder Wandersmann,
Der den rechten Pfad verloren,
Sich zum Leitstern auserkoren.
Drum verbirg ja nicht dein Licht.
Leuchten ist doch dein Beruf,
Wenn dich auch als Sonne nicht
Gott in Seiner Welt erschuf.

J. Sturm.



Rechter Dienst.*)

Im Kücheneck ein Mägdlein sitzt
Und reibt die Messer blank
Mit Fleiß und Müh', bis jedes blitzt,
Und mit dem leisen Sang:
„In der Welt ist's dunkel, (leise gesungen)
Leuchten müssen wir,
Du in deiner Ecke,
Ich in meiner hier.“

Die Köchin spricht: „Wie dumm bist du!
Du plagst dich viel zu sehr.
Was liegt daran? Vergönn' dir Ruh'
Und mach' dir's nicht zu schwer.“

Das Mägdlein drauf: „Ich tu's dem Herrn,
Er sieht, wenn ich mich müh';
Um Seinetwillen alles gern
Verricht' ich spät und früh.“

Die Alte denkt: „Das gute Kind,
Es hat ganz recht;“ nun schafft
Sie selbst mit Lust, und frohgesinnt
Singt sie mit voller Kraft:
„In der Welt ist's dunkel“ usw. (laut gesungen)

„Was hat die Köchin heute nur?“
So fragt die Büglerin;
„Sie ist doch mürrisch von Natur,
Was kommt ihr in den Sinn?“
Und als sie jene selber fragt,
Wird bald die Antwort ihr:
„Die Kleine hat den Vers gesagt,
Ich sag' ihn weiter dir:
„In der Welt ist's dunkel“ usw. (bedächtig gesprochen)

Die Büglerin ist gar nicht dumm,
Sie denkt darüber nach
Und strengt sich an und bleibt nicht stumm
Und summt den ganzen Tag:
„In der Welt ist's dunkel“ usw. (leise gesungen!)

Das Fräulein schaut nach ihrem Kleid:
„Das wird ja, wie es soll!
Sonst waren Sie noch nie so weit,
Sie bügeln wundervoll.“

*) Zum Vortrag. Die vier Zeilen: „In der Welt ist's dunkel“ usw. werden dabei gesungen und zwar kann das nach der Melodie: „Mit dem Pfeil, dem Bogen“ geschehen.

Was singen Sie denn immer heut?"
Das Mädchen sagt's ihr gern
Und auch, wie Arbeit fleckt und freut,
Geschieht sie für den Herrn.

Das Fräulein sinnt: „Du warst so lang'
Zur Sonntagschule nicht.“
Des Küchenmädchens schlichter Sang
Gemahnt sie an die Pflicht.
„Ist nicht die Vorbereitung heut?"
Es treibt sie, hinzugehn.
Der Lehrer grüßt sie hocheufreut
Und sieht beschämt sie stehn.

Sie sagt ihm, was sie hergebracht.
Das prägt auch ihm sich ein;
Der kleine Spruch der kleinen Magd,
Er nützt nicht ihr allein:
„In der Welt ist's dunkel“ usw. (gesprochen)

Es ist schon spät, der Lehrer will
Ermüdet schnell nach Haus.
Sieh, an der Türe steht er still
Und geht von neuem aus.
Das franke Hännchen fällt ihm ein,
Nach der er lang' nicht sah.
Was müde! — Heute muß es sein,
Sein „Eckchen“ ist ihm da.

Gottlob, er kommt zur rechten Zeit,
Die Kleine dankt dem Herrn;
Ihr Stündlein naht, sie ist bereit,
Doch hört sie Trost noch gern.
Er darf sie trösten bis zuletzt
Und fühlt des Geistes Wehn
Und darf als Friedensbote jetzt
Am Sterbelager stehn.

Da dankt er für das Verschen klein
Und liebt es immerdar.
Nun soll's auch unsere Lösung sein,
Was so von Segen war:
„In der Welt ist's dunkel“ usw. (alle singen)

H. Vredt.





Berliner Schülffinder vor dem Aufnahmeapparat einer Grammophon-Gesellschaft.

Das Grammophon.

Früher dachte man allgemein, gesprochene Worte sind nicht festzuhalten. Man spricht sie und sie verhallen im unendlichen Raum. Die Schallwellen tragen sie fort auf Nimmerwiedersehen oder, richtiger gesagt, auf Nimmerwiederhören, es sei denn, daß ein Echo sie uns gleich darauf noch einmal vernehmen läßt. Aber das ist anders geworden. Eine überraschende Erfindung macht es jetzt möglich, die menschliche Stimme, das Wort, festzuhalten, daß man es nach beliebig langer Zeit immer wieder ertönen lassen kann. Die Apparate, deren man sich dabei bedient, sind der Phonograph und das Grammophon.*)

Schaut euch das Bild auf der vorigen Seite an. Da singen Mädchen einer Berliner Volksschule mehrstimmig die schönen Weisen deutscher Kinder- und Volkslieder. Sie sollen nachher die Besucher der Ausstellung in Brüssel erfreuen. So ist es auch geschehen. Aber die Brüsseler Ausstellung ist längst vorüber, und noch immer liegen die Töne und Lieder in den Platten und Kästen jener Grammophon-gesellschaft festgebannt und können jede Stunde neu erklingen; und das wird noch so fein, falls nur die Platten, in welche sich die Spuren der Töne gleichsam eingegraben haben, gut aufbewahrt werden, nach mehr als hundert Jahren.

Aber nicht nur die Töne und Klänge eines Liedes können für immer so festgehalten und der Nachwelt aufbewahrt werden, sondern auch die gesprochenen Worte, einzelne Sätze und ganze Reden. Ist das nicht wunderbar? — Mögen die Sänger und die Sprecher längst die Erde verlassen haben und vor Gott, den großen Richter, getreten sein, hienieden hört man noch ihre Stimme und Worte. Sie zeugen noch für oder wider sie. Das ist fürwahr ernst! Wenn schon menschliche Apparate unsere Worte so aufheben können, daß sie nie mehr vergehen, was soll dann aus all den Worten werden, die wir gleichsam in den ewigen Phonographen Gottes gesprochen haben? Werden sie nicht am großen Tage der Ewigkeit mit unserer eigenen Stimme alle wieder ertönen? Der Heiland sagt: „Ich sage euch, daß die Menschen Rechenschaft geben müssen von jedem unnützen Worte.“ Wie groß muß da erst das Gericht Gottes sein über alle unreinen und gottlosen Worte und Reden! — Sagt's, wie steht's hierin mit euch, ihr jungen Freunde? Wie steht's mit Herz und Zunge? —

*) Der Sänger singt in den Aufnahmegrammophon hinein. Auf unserem Bilde seht ihr drei Schalltrichter in dem Zimmer hängen. Durch diese Trichter gelangen die Töne in eine Schalldose, in welcher dieselben eine Glimmermembrane (ein zartes Häutchen) in Schwingungen versetzen; diese setzen wieder einen feinen Stift in Bewegung, der die Schallwellen der Töne in Spirallinien auf eine sich drehende Scheibe schreibt. Diese Scheibe ist nämlich mit einer Wachsfettschicht bedeckt. Sind so die Töne durch den Stift in die Wachs-scheibe eingetragen, so wird davon eine Matrize hergestellt, d. h. eine feste Form, von der man nachher eine beliebig große Anzahl von Abzügen (Platten), herstellen kann, in welchen sich jene ersten Kurven und Linien wiederfinden. Wird dann eine solche Platte (oder beim Phonographen die Walze) in einem mit Schalltrichter versehenen und besonders dazu angefertigten Apparat in Drehung versetzt, so folgt dessen Stift den Windungen der Spirallinien, wobei eine Glimmermembrane in die gleichen ersten Schwingungen versetzt wird, die dann ihrerseits die ursprünglichen Laute und Töne, mehr oder minder rein, wieder hervorruft. —

Ein tapferer Knabe.

Eine Schülergeschichte aus vergangenen Tagen von F. Henning.

In den Fichten- und Tannenwäldern Thüringens war es Frühling geworden. Die Sonne strahlte nieder auf die Zinnen der grauen Wartburg und bestickte den rasigen Abhang, der sich niederzieht zu der alten Stadt Eisenach, mit tausend schimmernden Blumensternen. Lebhaft und munter ging es dort zu an jenem Maienmorgen des Jahres 1498. Dort, wo das keimende Buchengebüsch einigen Schatten bot, hatte sich eine Anzahl Knaben um ein flackerndes Feuer versammelt. Das waren die Schüler der Magdeburger Franziskanerschule, die, für die Ferienzeit der strengen Klosterzucht entflohen, weithin das Land durch ihre ausgelassenen Streiche und Streifereien unsicher machten.

Buntfarbige Mützen und geschlitzte Wämser lagen zerstreut am Boden, und ein tolles Lied, das die Schar irgend einem Landsknechtshaufen abgelauscht haben mochte, klang hell aus den jungen Kehlen in die frische Morgenluft hinein. In der Mitte des Kreises, wo ein rotes Fähnlein im Winde flatterte, saß in halb liegender Stellung ein Bursche von vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahren. Seine Gestalt war hoch und stattlich gewachsen, aber seine grauen, stechenden Augen und groben Gesichtszüge trugen einen gemeinen und rohen Ausdruck. Von Zeit zu Zeit rief er seinen Genossen herrische Worte zu oder schlug wohl auch mit dem derben Knotenstock, der neben ihm am Boden lag, zwischen die Knaben, wo irgend etwas sein Mißfallen erregte. Waren doch in jener Zeit die kleinen Schützen vielfach den älteren Schülern, die damals Bacchanten genannt wurden, auf Gnade und Ungnade unterstellt und mußten oft schwer unter deren Roheit leiden.

In diesem Augenblick drängte sich ein Knabe, der ein wenig abseits auf einer erhöhten Stelle Wache gestanden hatte, eilig durch den Kreis.

„Herr Peter,“ sagte er, in respektvoller Haltung vor dem Bacchanten stehen bleibend, noch halb atemlos vom Lauf, „es zieht ein Trupp den Berg hinan von Eisenach her.“

Die Knaben erhoben sich lärmend. Einige sprangen hinzu und löschten das Feuer, andere trugen die daneben aufgestapelten Borräte tiefer ins Gebüsch. Sie mochten wohl nicht mit dem besten Gewissen erworben sein. Dann setzte sich die Schar in Bewegung dem Zuge entgegen.

„Es sind die Humanistenschüler,“ rief plötzlich der Bacchant, den wir soeben am Feuer beobachtet haben, „ich erkenne ihr Fähnlein. Bin ich doch selbst ein Jahr drunten gewesen bei den scheinheiligen, schlafmützigen Gesellen. Gleichviel, wir wollen sie zu unserem Mahle laden. Es sind reiche Burschen darunter. Vielleicht, daß wir ihnen die Dukaten aus der Tasche lutschen können.“

Der Zug war unterdessen näher gekommen. Von dem kopfhängerischen Wesen, von dem der Bacchant gesprochen hatte, war vorläufig wenig zu sehen bei den jugendfrischen Gestalten, die mit raschen Schritten, pfeifend und singend den Hügel hinanstiegen und von den Klosterschülern mit lautem Hallo empfangen wurden. Man lud die Neuhinzugekommenen laut Verabredung ein, das Mahl zu teilen, und bald saß die ganze Schar theils in lustigem Scherz, theils in besonnener Rede, die jungen, gelehrten Köpfe zusammensteckend, um das wieder entfachte Feuer.

Da zeigte sich nun, daß die Humanisten gründlicher unterrichtet waren, besonders auch in der Sprache und Weisheit der Alten besser Bescheid wußten als die Klosterschüler, die ihrerseits kein Ende fanden, von den tollen Streichen zu erzählen, die sie in Magdeburg bei den Trullbrüdern Freiheit und Gelegenheit zu verüben fanden.

„Seht dort die saftigen Schinken und Würste,“ rief der Bacchant Peter, prahlend auf die wieder herbeigeholten Vorräte deutend, „sind sie nicht besser als eure vertrockneten Pergamente? Gestern hingen sie noch im Rauchfang der Kreuzbäuerin drunten in St. Jörgensvorstadt. Wir zerfetzten dem kleinen Schützen da drüben ein wenig die Jacke und schickten ihn hin betteln. Er wußte sein Märlein kläglich genug zu erzählen, das muß wahr sein: ‚Bin ein armes Schülerlein, hab nicht Vater noch Mutter. Seit drei Tagen hab ich keinen Brocken erhaschen können.‘ Die Bäuerin ging zum Rauchfang und schnitt einen Wurstzipfel herunter, und nun wußte der Schütz, wo es etwas zu mausen gab. ‚Die heilige Jungfrau lohn’ es euch,‘ sagte er, ‚aber habt Ihr nicht auch ein alt Rößlein für mich? Meines ist gar dünn und der Wind pfeift durch die Löcher, wenn ich nachts unter der Brücke Obdach suche.‘ Die dumme alte Hexe hatte schier Tränen in den Augen vor Mitleid. ‚Armes Schülerlein,‘ sagte sie, ‚du scheinst mir ein frommer Knabe zu sein; ich will gehen und nachsehen, ob ich kein Wams für dich finde.‘ Sie ging hinaus in die Kammer, da sprang ich ihr vom Gang her schreiend und brüllend entgegen,

das Bocksfell über dem Kopf, das uns schon so oft gute Dienste geleistet hat. Sie hielt mich für den leibhaftigen Gottseibeimus, sank heulend in die Kniee und schlug ein Kreuz nach dem andern. Derweil wanderten die Schinken und Würste in unsere Schnappsäcke. Wird sich keiner da drunten mehr den Fasttag damit verderben.“

Die Klosterschüler stimmten schallend in das Geficher ein, womit der Bacchant seine Geschichte belachte, während die Humanisten mißbilligend untereinander flüsterten.

Da sprang auf einmal ein Knabe vor, auch ein Klosterschüler. Er mochte vielleicht fünfzehn Jahre alt sein; seine Gestalt war noch zart und kindlich. Das reiche, braune Lockenhaar fiel ihm weich und lang nieder auf die Schultern. Seine bleichen Wangen glühten vor Erregung, während er hochaufgerichtet da stand, die dunklen, strahlenden Augen groß vor Mut und Zorn auf den Bacchanten gerichtet.

„Das ist ein schändlicher und gemeiner Spitzbubenschlag!“ rief er mit lauter, hellklingender Stimme. „Wenn ich das gewußt hätte, wäre kein Stück von dem Sündenlohn über meine Lippen gekommen!“

Maßloses Staunen hatte dem Bacchanten für einen Augenblick die Sprache genommen; jetzt sprang er empor. „Du erbärmlicher Wicht,“ schrie er bebend vor Wut, „bist kaum trocken hinter den Ohren und wagst es, einen Bacchanten zu meistern! Weißt du nicht, daß ein Schütz ungefragt das Maul nicht aufstun darf vor seinem Bacchanten? Nieder auf die Knie, sag' ich, und tue Abbitte oder ich will dir alle Knochen im Leibe entzweischlagen!“

Das Gesicht des braunlockigen Knaben war einen Schatten bleicher geworden, aber seine Augen blickten fest, und auf seiner Stirn war nichts von Angst geschrieben. „Wahrheit muß Wahrheit bleiben,“ sagte er ruhig, „und wenn Ihr mich totschißt. Wir, die wir zu Lehrern berufen sind, sollten uns schämen, das Volk noch tiefer in seine Torheit und Unwissenheit zu verstricken. Davon will ich kein Tüttelchen zurücknehmen und wenn Ihr der Papst in Rom selber wäret.“

„Nieder!“ knirschte der Bacchant noch einmal, „oder bei Gott, ich will dir die Haut gerben, daß dir dein vorlaut Maul ein für allemal gestopft ist.“ — Er griff nach dem Knotenstock. Einen Augenblick nachher mußte er auf die Schulter des Bedrohten niederfallen. Da schob sich eine schlanke, elastische Jünglingsgestalt, einer der Humanisten, zwischen die beiden.

„Rührt ihn nicht an!“ sagte er befehlend. „Ich bin ein Bacchant wie Ihr und nehme ihn unter meinen Schutz. Der Schütz hat recht. Solche Streiche entehren unseren Stand. Drüben im Magdeburgischen mögt ihr tun, was euch beliebt, aber hier seid ihr auf unserem Grund und Boden.“

Es entstand eine Bewegung unter den Klosterschülern. Vielleicht nahmen die Bessergesinnten im stillen die Partei des Schützen, vielleicht erschienen ihnen die an Zahl und Größe überlegenen Humanistenschüler wenig zum Angriff einladend. So hörte man denn nur hie und da grollende Stimmen, und der lange Peter zog sich mit geballter Faust, einen Fluch zwischen den Lippen hervormurmeln, wieder auf seinen Sitz zurück.

Unterdessen war der Humanist mit seinem Schützling ein wenig abseits gewandert. Ein Augenblick hatte die beiden Knaben zu Freunden gemacht; nun drängte es sie, die neue Freundschaft im Gespräch zu festigen.

„Du bist ein wackerer Knabe,“ sagte der Bacchant und legte freundlich die Hand auf die Schulter des jüngeren Gefährten; „aber wie konntest du es wagen, deinem Vorgesetzten in dieser Weise entgegenzutreten? Kennst du doch die Gesetze eurer Schule und weißt, daß du seinem Zorn rettungslos verfallen bist. Jetzt kann ich dich noch gegen seine Roheit schützen, später wird er seiner Rache doppelt den Lauf lassen.“

Der Schütz sah empor. „Ich konnte nicht anders,“ sagte er einfach.

Eine Weile schritten die beiden Knaben still und nachdenklich hin, dann begegneten sich ihre Augen und in beider Blick stand derselbe Gedanke geschrieben.

„Ja, ich will mit euch ziehen,“ sagte der Schütz, freudig in die dargebotene Hand einschlagend. „Ich bin der rohen Sitten, des ewigen Bettelns ohnehin längst müde. Es scheint mir, daß ich bei euch eher Zeit und Gelegenheit finde, etwas Rechtes zu lernen. Zudem habe ich Verwandte in Eisenach, die sich vielleicht ein wenig meiner annehmen können.“

So wanderten denn die Humanisten am Abend um einen Schützen reicher Eisenach zu, während der lange Peter an der Spitze seiner Schar schimpfend und fluchend, daß er seinem Zorn nicht hatte Luft machen können, von dannen zog.

Der neue Schüler ward von dem Rektor der Humanistenschule, Trebonius, mit offenen Armen empfangen; schon nach einem halben

Jahr galt er für den besten Schüler der Anstalt. Gott ließ ihn in Eisenach Freunde finden, die es ihm ermöglichten, die Kenntnisse zu erwerben, deren er später bedurfte, um zu dem auserwählten Rüstzeug zu werden, zu dem ihn der Herr bestimmt hatte. Aus dem tapferen Knaben ist später ein tapferer Mann geworden, der mutig standgehalten hat vor Kaiser und Papst, und seine Kniee vor niemand gebeugt hat, als vor dem Herrn im Himmel, der über alle Welten regiert. Soll ich euch seinen Namen nennen? Ihr kennt ihn alle: „Martin Luther“.



Ein mutiger Zeuge.

Der wackere Knabe, von dem ihr eben hörte, ist in der That ein tapferer Zeuge Gottes geworden. Als Jüngling wurde er Student auf der Universität zu Erfurt und saß fleißig hinter den Büchern. Und der Geist Gottes wirkte in seiner Seele, sodaß er auch an das Heil seiner Seele dachte. Er konnte aber keinen Frieden finden. Als nun einer seiner Freunde ihm plötzlich durch den Tod entrißen wurde, ward er so erschüttert, daß er in das Augustinerkloster eintrat, denn er hoffte als Mönch durch ernste Bußübungen, durch Hersagen von Gebeten und Fasten den lange ersehnten Frieden mit Gott zu erlangen und das Heil seiner Seele sich zu verdienen. So unwissend war er über den Weg des Heils und über das Evangelium, welches uns sagt, daß „Gott also die Welt geliebt hat, daß Er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe“. — Ach, der aufrichtige, ernste und edle junge Mönch kämpfte und fastete und litt noch lange, bis er endlich durch den Glauben an Jesum Christum Vergebung und ewiges Leben fand; er verstand nun das Wort Gottes: „Der Gerechte wird aus Glauben leben,“ und: „Durch die Gnade seid ihr errettet, mittels des Glaubens, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, auf daß niemand sich rühme.“ (Röm. 1, 17; Ephes. 2, 8. 9.)

Nun konnte Luther auch andern Seelen, die Heil und Frieden suchten, den Weg der Seligkeit zeigen. Als darum damals der Ablasshändler Tezel durchs Land zog und für Geld Ablass oder Vergebung der Sünden sowohl für die Lebenden, wie für die



Luther verbrennt die päpstliche Bannbulle.

Toten verkaufte, da schlug Luther am 31. Oktober 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Thesen oder Sätze an, welche gegen diesen Unfug Lekels und gegen andere päpstliche Irrtümer zeugten,

Nach schrieb er andere wertvolle Schriften zur Ausbreitung der Wahrheit und zur Befreiung der Gewissen und Herzen vom päpstlichen Joch. —

Hierfür wurde Luther in den Bann getan. Aber das kümmerte den Mann Gottes wenig. Im Gegenteil, als er hörte, daß die Priester zu Köln usw. auf des Papstes Befehl seine Schriften öffentlich verbrannten, zog er mit Magistern und Studenten am 10. Dezember 1520 feierlich vor das Elstertor zu Wittenberg und verbrannte dort die päpstliche Bannbulle, indem er sie mit den Worten: „Weil du den Heiligen Gottes betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!“ in die lodernden Flammen warf. Damit war er los von Rom.

Wie Luther nachmals auf dem Reichstage zu Worms (am 18. April 1521) als treuer Bekenner für Gott und Sein Wort gezeugt hat, ist euch gewiß aus der Schule bekannt. Er sollte dort vor dem römischen Kaiser Karl V., 6 Kurfürsten, 28 Herzögen, 11 Markgrafen, 40 Reichsgrafen, 30 Bischöfen und vielen anderen hohen Würdenträgern seine Lehre widerrufen. Aber stark in Gott, hat er es nicht getan. Er berief sich auf die Bibel, welche das Wort Gottes ist, und schloß mit den männlichen und doch so demütigen Worten: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen.“ — Fürwahr, Luther war

„Ein Mann, gebaut aus Stahl und Erz,
Und doch ein harmlos Kinderherz;
Wie Urgestein so hart gefügt,
Und doch so linde angeschmiegt;
Ein tapfrer Streiter jeder Zoll,
Und doch des tiefsten Friedens voll;
Stark wie der Eiche knorr'ger Stamm,
Und schwach als wie ein hilflos Lamm;
Frei tretend in die Welt hinaus,
Und doch im Kämmerlein zu Haus;
Vor Papst und Kaiser stolz und kühn,
Vor Gott alltäglich auf den Knieen.“

Seht, ihr lieben jungen Freunde, wie Gott sich aus jenem tapferen Knaben einen treuen Zeugen für Seine Wahrheit bereitet hat. Der Segen dieses Zeugen und seiner Arbeit ging bald durch die ganze Welt, und auch wir genießen ihn. —

Möchte doch das seligmachende Evangelium von Jesu Christo auch in euer aller Herzen Aufnahme finden, daß ihr darin Vergebung, Heil und ewiges Leben findet, und möge es euch zu treuen Zeugen Gottes machen!





Gesundheitspflege.

Zu diesem Kapitel hat euch die „Jugendfreude“ wiederholt Ratschläge gebracht, zunächst über die Notwendigkeit der Reinlichkeit des ganzen Körpers durch tägliche Waschungen und häufige Bäder, ebenso über die Notwendigkeit der Pflege des Mundes und der Zähne. —

Heute nun will ich euch einige Baderegeln geben:*)

1. Gehe niemals mit vollem Magen zum Baden! — Warte nach dem Mittagessen mindestens zwei Stunden, bis du badest.

2. Gehe niemals erhitzt ins Wasser! — Atmung und Herzaktivität müssen beruhigt sein, bevor du in das Wasser steigst.

3. Bade niemals in zu kaltem Wasser! Die Wasserwärme sollte zum mindesten $15^{\circ} \text{C} = 12^{\circ} \text{R}$ sein.

4. Wasche Gesicht, Brust und Nacken unter Reiben kräftig ab, bevor du ins Wasser gehst. Springe also nicht sofort nach dem Auskleiden hinein.

5. Bleibe niemals länger als höchstens eine Viertelstunde im Wasser, auch wenn du schwimmst. Das genügt zur Abkühlung und Abhärtung.

6. Mache dir nach dem Bad ausgiebig Bewegung! Da kannst du laufen und springen, ein Spiel machen oder turnen. Dann wirst du dich richtig erwärmen.

Alle Übertreibung ist schädlich im Leben. Das mußt du dir auch bezüglich des Badens merken: Wenn du so lange schwimmst, daß du blaugefroren aus dem Wasser kommst, ist das ein Unfug.

*) Nach „Gesundheitsregeln für die Jugend“ von Dr. Weigl (Verlag: Ph. E. Jung, München.)

Du darfst dich dann nicht wundern, wenn du mitten im Sommer Katarrh und Husten bekommst. Ebenso ist es ein Unfug, wenn man aus dem Wasser geht und sich naß und nackt in die Sonne legt. Dadurch wird die Haut mutwilligerweise krank gemacht; sie wird nämlich geradezu gegerbt. Eine solche Haut kann unmöglich mehr so gut arbeiten als die gesunde.



Albumblatt.

Duft der Rosen, Lust der Reben,
Alles das verwehet einst,
Lust und Liebe, Leid und Leben,
Alles das vergehet einst.
Ewig ist nur Jesu Liebe,
Sie, die uns das Heil gebracht,
Und das Wort, das Gott gegeben,
Das die Seelen selig macht.

G. E. B.



Der Rätsel und Aufgaben des 6. Bändchens:

Seite 21. Heilbronn; — Gosen, Rosen, Posen; — 1. Kor. 9, 5; 1. Petr. 3, 1 ff.

Seite 42. Mehrere Lösungen sind möglich. Z. B.: Nimm aus der untersten Viererreihe des Quadrates von links 3 Töpfe fort, sodaß nur noch einer rechts stehen bleibt. In der Reihe darüber mache es genau so. Jetzt hast du 2 wagerechte Viererreihen und eine senkrechte Viererreihe rechts. Von den 6 weggenommenen Töpfen setze zwei rechts nebeneinander an die erste wagerechte Reihe, zwei weitere Töpfe genau so darunter, sodaß du jetzt 2 wagerechte Sechserreihen hast. Die letzten 2 Töpfe setze unter die senkrechte Reihe untereinander, und jetzt sind statt der 4 Viererreihen, wie verlangt, 3 Sechserreihen da. — Die biblischen Aufgaben waren nicht schwer. Ihre Lösungen haben wir daher nicht mitgeteilt.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Ein gesegnetes Neujahr	3
„Dort bei Bethlehem“ (Gedicht)	6
Mutterliebe, Mutterfreude, Mutterleid. (Mit 8 Erzählungen)	8
Kinderliebe. (Mit 4 Erzählungen)	29
Brief der Mutter (Gedicht)	33
Vom Honigvöglein und Honigseim	34
Fleiß	42
Ein goldenes Abc (Gedicht)	43
Ritter und Helden	47
Des Christen hoher Sinn (Gedicht)	55
Die Predigt im Walde	56
Gottes Größe im Kleinen. (Die Gräser; der Schnee; Bergkristalle; das Vogelnest; das Vogelei und Ameisen)	57
Das Schweizerland (Gedicht)	67
Gottes Größe im Kleinen II. (Die Spinnen und der Wassertropfen)	68
Das Gebet des Säemanns (Gedicht)	72
Weiß und Schwarz. (Ein weißer Heide und ein schwarzer Christ)	73
Allerlei zum Nachdenken	84
Eine Knotenschlinge	88
Der Leuchtturm und seine Bewohner	89
Jesus Christus (Gedicht)	93
Lasset euer Licht leuchten!	94
Leuchtkäfer und Lichtträger in der Tierwelt	95
Laß dein Licht leuchten! (Gedicht)	98
Rechter Dienst (Gedicht zur Deklamation)	99
Das Grammophon	102
Ein tapferer Knabe	103
Ein mutiger Zeuge	107
Gesundheitspflege	110
Albumblatt	111
Aufgaben und Rätsel 7. 28. 33. 44. 45. 46. 55. 66.	83
Auflösungen	111

